



Erst eine Überschwemmung, dann Frost: Im Februar 1922 verwandelte sich die Dorfstraße Saratas in eine spiegelglatte Eisfläche. Die Sarataer Bürger wussten sie gut zu nutzen und drehten vergnügliche Runden auf ihren Schlittschuhen.

Aus dem Inhalt:

*Unterwegs – 80 Jahre Flucht
und Vertreibung*

Seite 12

Einladung zum Neujahrsempfang

Seite 4

*Gelebte Solidarität:
Kirchheim-Teck unterstützt Sarata*

Seite 15

Bessarabiendeutsche in Golenhofen

Seite 7

Die digitale Ukraine

Seite 20

Inhalt:

Bessarabiendeutscher Verein e.V.

Wir suchen „Ankunftsgeschichten“ aus dem Jahr 1945 ... 3

Vereinsleben / Veranstaltungen

Einladung zum Neujahrsempfang 4
Bessarabischer Klönschnack 5

Bessarabien heute

Emmental in Bildern 5
Glockengeläut und „Schreier“:
Wie das Dorf Kubei im Bezirk Bolgrad das neue
Jahr feiert 6

Geschichte und Kultur

Bessarabiendeutsche in Golenhofen 7
Lebenslauf als Zeitdokument 9
Ein Einkaufskörbchen aus Maisblättern 10
Quelle des Stammbaums im Schwarzwald gefunden 10

80 Jahre Flucht

Unterwegs – 80 Jahre Flucht und Vertreibung 12

Anzeigen / Bücher

Buch: Building a Nazi Racial Community
in the South-East 14
Erinnerungsreise nach Polen 14

Leserbriefe

Zur Festschrift „70 Jahre Patenschaft“ 14

Kontakte zur früheren Heimat

Gelebte Solidarität: Kirchheim-Teck
unterstützt Sarata 15

Erinnerungen

Eine unverhoffte Bahnfahrt von Odessa nach
Akkermann 16
„Seine Worte begleiten mich seitdem“ 17

Bilder des Monats

Bild des Monats Februar 2025 17

Dobrudschadeutsche

Die Schatten der Nacht auf dem Friedhof – Teil 2 18

Über den Tellerrand

Die digitale Ukraine 20
Nachrichten aus der Ukraine 20
Ein Leben mit dem Krieg 21
Versorgung von Kriegsflüchtlings 22

Kirchliches Leben

Die Bibel und die Frauen 22
Der Monatsspruch Februar 2025 23

Impressum, Familienanzeigen

Termine 2025

16.02.2025	Neujahrsempfang, Haus der Bessarabiendeutschen, Stuttgart, 14.00 bis 17.00 Uhr
26.02.2025	Bessarabischer Klönschnack, 9.00 Uhr, Hotel/Restaurant Isenbütteler Hof
21.–23.03.2025	Dobrudscha-Seminar, Bildungshaus Sankt Bernhard in Raststatt
29.03.2025	Treffen der Bessarabiendeutschen in Lützwow, 10.00 Uhr, Gasthof Scharfe Kurve
06.04.2025	Kulturtag, Haus der Bessarabiendeutschen, Stuttgart
26.04.2025	Treffen in Lunestedt
07.–09.11.2025	Herbsttagung Bad Sachsa

Öffnungszeiten

Geschäftsstelle:

Mo–Fr 10.00–12.15 und 13.15–17.00 Uhr

Heimatismuseum:

Mo–Fr 10.00–17.00 Uhr,
am dritten Sonntag des Monats 14–18 Uhr, Führung um 15 Uhr.
Führungen für Gruppen nach telefonischer Vereinbarung.

Kontakt

Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart
Tel. 0711 440077-0, Fax -20
E-Mail: verein@bessarabien.de

Redaktion

Wir freuen uns über Beiträge unserer Leser,
Artikel ebenso wie Leserbriefe.
Einsendungen vorzugsweise per E-Mail
an redaktion@bessarabien.de

**Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
erscheint am 6. März 2025.**

**Redaktionsschluss für die März-Ausgabe
ist am 15. Februar 2025.**

Wir suchen „Ankunftsgeschichten“ aus dem Jahr 1945

Liebe Leserinnen und Leser, am Sonntag, den 6. April 2025, wird der diesjährige Kulturtag im Heimathaus der Bessarabiendeutschen stattfinden. Dieser steht unter dem Motto: „Heimat finden“. Dabei wird unter anderem mit einer Lesung aus Erinnerungstexten der Frage nachgegangen: Wie war das 1945, am Ende der Flucht, vor achtzig Jahren? Wie wurden die Bessarabien- und Dobrudschadeutschen aufgenommen? Wo und wie kamen sie am Anfang unter? Begegneten ihnen Ressentiments oder Handlungen der Nächstenliebe? Wann wurden

die Orte in West- oder Ostdeutschland zur „neuen Heimat“? Wurden Sie es überhaupt? Oder erst für die nächste Generation?

Natürlich haben wir schon einen ganz beachtlichen Bestand an Lebensgeschichten. Dennoch würden wir Sie gerne auffordern, schreiben Sie uns Ihre Erinnerungen oder die Ihrer Eltern/Großeltern auf. Und senden Sie diese per Post oder Mail an den Bessarabiendeutschen Verein. Wenn möglich bis zum 20. März, damit wir noch genug Zeit haben, die Geschichten zu sichten und daraus eine Lesung zu-

sammenzustellen. Anfang Januar übergab uns ein neuer ehrenamtlicher Mitarbeiter, Herr Andreas Nill, die Geschichte der Flucht und Ankunft seiner Großmutter, Elfriede Schlauch (geb. Bälder) aus Beresina, von denen wir einen Auszug hier als Beispiel, was wir suchen, abdrucken.

Wir sind gespannt auf Ihre Geschichten – und sagen schon einmal im Vorfeld „Danke.“

Brigitte Bornemann,
Dr. Hartmut Knopp und Olaf Schulze
Stuttgart, im Februar 2025

„Wir waren die ersten Flüchtlinge in Marbach...“

Die Erinnerungen der Elfriede Schlauch, geborene Bälder (1906–1978), aus Beresina in Bessarabien, aufgezeichnet von Eugen Munz (Marbach am Neckar) im Juli 1973 (leicht gekürzt).

(...) Von Litzmannstadt [Lodz] kamen wir dann im Mai 1941 nach Rippin/Danzig, Westpreußen. Mein Mann Eduard Schlauch wurde auf dem Landratsamt in Rippin [Rypin] als Beamter angestellt. In Rippin wurde [im August 1941] auch mein Sohn Eduard geboren. Am 13. Oktober 1944 verunglückte mein Mann tödlich. Am 18. Januar 1945 begann die Flucht. Ich musste alles zurücklassen bis auf meine drei Kinder. Mein Sohn Eduard war erst drei Jahre alt. Das erste Ziel war Pommern. Dort waren wir drei Wochen, bis die Front nur noch drei Kilometer entfernt war. Mit dem Zug fuhren wir nach Schwerin in Mecklenburg. Auf der Fahrt ereignete sich folgendes: Wir saßen in einem Wagen des fahrenden Zuges, als

meine Tochter Hedwig behauptete, sie hätte jemand um Hilfe rufen hören. Niemand wollte ihr glauben, bis alle den Ruf wahrnahmen. Einer der Männer öffnete darauf die Türe des Wagens und sah ein Mädchen, das sich verzweifelt außen festhielt. Es stellte sich heraus, daß das Mädchen auf einem Bahnhof habe aufspringen wollen, sich aber nur noch außen festhalten konnte.

In Schwerin blieben wir 1 ½ Monate. Als uns die Fliegerangriffe zu stark wurden, gingen wir aufs Land, da wir dachten, dort wäre es besser. Aber es war nicht besser. Auf dem Gut, auf welchem wir waren, lebten die Arbeiter noch wie vor hundert Jahren. Sie kochten auf einer offenen Feuerstelle. Da wir unter ihnen lebten, erfuhren wir, dass alle Kommunisten waren. Sie hatten das Eigentum des Besitzers schon unter sich verteilt. Sie boten uns auch einen Teil an, wenn wir blieben. Doch wir machten, dass wir weiterkamen. Der Gutsbesitzer gab uns einen Wagen und ein



Elfriede Schlauch mit ihrem Mann Eduard (1905–1944) und ihren beiden Töchtern Dagmar (Jg. 1931) und Hedwig (Jg. 1930), um 1940

Foto: privat

Pferd, da keine Züge mehr fuhren. So fuhren wir mit dem Pferdewagen nach Holstein. Wir konnten nur nachts fahren, weil tagsüber die Bombenangriffe zu stark waren. In Holstein kamen wir in das kleine Dorf Gleschendorf bei Eutin. Dort bekamen wir aber keine Wohnung, sondern mussten in einem Schießstand kampieren. Als die Engländer Holstein besetzten, hatten wir Angst, dass sie uns sofort umbringen würden. Aber sie wollten von uns gar nichts und ließen uns in Ruhe. In Holstein blieben wir 1 ½ Monate.

Nun machten wir uns auf den direkten Weg nach Marbach. Auf dem Weg übernachteten



Elfriede Schlauch in ihrer Wohnung in Marbach a.N., um 1960 Foto: privat

wir einmal in einem Stall in der englischen Zone. Es war im Juli. Mitten in der Nacht weckten uns englische Soldaten und nahmen uns mit auf das Kommando. Die Kinder mussten wir schlafen lassen und durften sie erst am nächsten Morgen uns nachholen. Der dortige Offizier war ein Jude. Als er hörte, dass wir eingebürgerte Auslandsdeutsche waren, sagte er uns, dass er uns nicht mehr helfen wolle. Wären wir nicht eingebürgert worden, hätte er uns alles Nötige gegeben und uns geholfen. Erst abends ließ man uns wieder gehen, weil wir keine Papiere hatten. Von ihnen bekamen wir auch keine, aber wir kamen trotzdem gut über die Grenze in die amerikanische Zone.

Der Weg nach Marbach führte uns von Holstein über Niedersachsen, Hessen und Baden nach Württemberg. Für diese Reise benötigten wir 23 Tage, davon waren wir die meiste Zeit zu Fuß unterwegs. In der Nacht mussten wir meistens unter freiem Himmel schlafen. Nur selten fanden wir in einer Scheune oder in einem Stall Unterschlupf. In Hessen fragte uns eine alte Frau, wo wir denn unsere Hunde hätten. Da sie noch keine Flüchtlinge

gesehen hatte, glaubte sie, wir wären Schausteller und würden mit Hunden Kunststücke vorführen.

Am 3. August kamen wir von Heilbronn kommend in Marbach an. In der ganzen Stadt fanden wir kein Zimmer. Wir mussten in einer Scheune bei Paul Stängle hausen, bis man uns einen Raum in der alten Schule gab.

Wir waren die ersten Flüchtlinge in Marbach. Die Kinder hielten uns für Zigeuner, da sie noch keine Flüchtlinge gesehen hatten. Das Sammeln von Fallobst bei Paul Stängle war unsere erste Arbeit in Marbach.

Das gesamte Gepäck war uns unterwegs verloren gegangen, und meine ganze Barschaft betrug 50 Pfennige. Vom Rathaus

bekam ich dann einen Zuschuss von 58 Mark.

Meine Tochter Hedwig musste gleich mitverdienen. Sie bekam in der Gärtnerei Hild Arbeit. Meine Tochter Dagmar ging damals noch zur Schule. Sie bekam auf dem Makenhof Arbeit. Tagsüber ging ich arbeiten und in der Nacht flickte ich Kleider und machte Hausschuhe. Als Bezahlung bekam ich kein Geld, sondern Waren, die wir dringend benötigten.

Da ich aber auf dem Makenhof zu wenig verdiente, ging ich dort weg und ging nach Helfenberg auf ein Gut. Dort verdiente ich 8 ½ Zentner Zuckerrüben und 20 Pfund Weizen. Von den Zuckerrüben kochten wir uns Sirup und den Weizen tauschten wir in Mehl um.

Im Herbst sammelten wir Bucheckern und brachten sie in die Ölmühle und ließen uns davon Öl machen, welches wir auch sehr dringend benötigten.

Eine bekannte Frau hatte in Amerika einen Bruder, mit dem sie korrespondierte. In einen ihrer Briefe legte ich auch einen Brief an unsere Verwandten in Amerika. Der Bruder der Bekannten gab eine Anzeige mit unserer Adresse in einer großen amerikanischen Zeitung auf. Und wirklich! Nach einem Vierteljahr, ich hatte es ganz vergessen, kam ein Paket aus Amerika mit Lebensmitteln und Zigaretten. Hätten die Verwandten nicht damit begonnen, Pakete zu schicken, wären wir verhungert. Von da an ging es uns immer besser und wir brauchten nicht mehr zu hungern.

Einladung zum Neujahrsempfang

Am Sonntag, 16. Februar 2025 – 14.00 bis 17.00 Uhr
Haus der Bessarabiendeutschen, 70188 Stuttgart, Florianstraße 17

Programm

- 14:00 Uhr **Begrüßung**
Brigitte Bornemann, Bundesvorsitzende
- 14:15 Uhr **Andacht**
Lore Netzsch, Stellv. Bundesvorsitzende
- 14:30 Uhr **80 Jahre Flucht und Vertreibung** Grußworte:
Hartmut Liebscher, BdV-BW
Petra Lorinser, Bund der Danziger
Jürgen Harich, Landsmannschaft der Donauschwaben
- Die Flucht der Bessarabien- und Dobrudschadeutschen aus Westpreußen und dem Warthegau**
Hartmut Knopp, Bundesgeschäftsführer
- 15:15 Uhr **Eröffnung der neu gestalteten Website des Bessarabiendeutschen Vereins**
Brigitte Bornemann, Bundesvorsitzende
Anne Seemann, Chefredakteurin
- 15:45 Uhr **Kaffeetafel**
Zeit für Gespräche

Musikalische Begleitung

Baldur Widmer, Stuttgart – Kontrabass (angefragt)

Organisation

Anmeldung bis zum **12.02.25** in der Geschäftsstelle
Tel.: 0711 44 00 77-0, E-Mail: verein@bessarabien.de
Einlass ist ab 13:30 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Attraktionen im Haus

- Dauerausstellung im 2. OG
- Sonderausstellung „Stuttgart und die Bessarabiendeutschen“ im UG
- Büchertisch

*Auf der Flucht konnte ein
Fuhrmantel lebensrettend sein
Foto: Olaf Schulze*



www.bessarabien.de

Die neu gestaltete Homepage des Bessarabiendeutschen Vereins wird am 16. Februar 2025 unter der bekannten Adresse www.bessarabien.de freigeschaltet.



Die Startseite der neuen Website am 14.01.2025. Entwicklung unter dev.bessarabien.de.

Wir danken unseren Förderern

Die Umgestaltung der Homepage durch ein Redaktionsteam wurde gefördert im Programm „KULTUR.GEMEINSCHAFTEN“ der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien im Rahmen von „NEUSTART KULTUR“ und der Kulturstiftung der Länder.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



KULTUR.GEMEINSCHAFTEN
Förderprogramm für digitale Content-Produktion in Kulturinstitutionen



Emmental in Bildern

NADIJA KOCHUROVA

Im Oktober 2024 hatte ich das Glück, in Chisinau zu sein. Ich konnte nicht umhin, die Kunstaussstellung von Antonina Casap aus dem Emmental, einer ehemaligen deutschen Kolonie (heute Pervomaisk), zu besuchen. Wenn Sie eine Reise durch die Zeit machen wollen, empfehle ich Ihnen, in die einzigartige Welt der Malerei von Frau Casap einzutauchen. Antonina ist die Person, die das Emmental grenzenlos und hingebungsvoll liebt. Jeder Pinselstrich ist durchdrungen von der Liebe zu ihrer Heimat und der deutschen Zeit im Besonderen. Schauen Sie sich diese einzigarti-

gen Werke an: Kirchtürme, Häuser, Brunnen. Die Bilder sind wie Puzzlestücke aus der historischen Vergangenheit.

Man könnte Antonina stundenlang zuhören, so interessant und detailliert erzählt sie über jedes Bild. Die Zeit bleibt um dich herum stehen, und hier stehst du am Eingang zu einer Kirche von außergewöhnlicher Schönheit, auf dem nächsten Bild siehst du dieselbe Kirche, oder vielmehr das, was davon übrig geblieben ist, nachdem die Sowjetmacht kam.

Und die Häuser? Sie sind wunderschön! Antonina hat ihr Bestes getan, um das ver-



Aus den Bildern spricht die Verbundenheit der Künstlerin zu ihrem Heimatort

Bessarabischer Klönschnack

Der nächste Bessarabische Klönschnack findet am **Mittwoch, 26.02.2025** um 9.00 Uhr zum Frühstück im Hotel/Restaurant Isenbütteler Hof in 38550 Isenbüttel statt. Zur besseren Planung bitte bis Sonntag, 23.02.2025 **anmelden** bei: *Birgit Pioch, Mobil: 0175-9853903 oder per Mail: birgit.pioch@web.de*



Ausführungen zu einem idyllischen Bild mit Brunnen

bliebene deutsche Erbe einzufangen. Ich denke, alle Emmentaler und ihre Nachkommen werden daran interessiert sein, ihre angestammte Heimat zu sehen. Wo auch immer Sie leben, die Bilder von Frau Casap werden Ihnen sicherlich die Freude einer virtuellen Begegnung mit dem moldawischen Bessarabien bereiten. Und das ist noch nicht alles, was die Künstlerin geschaffen hat. Der größte Teil der Gemälde ist im Museum der Bessarabiendeutschen des Dorfes Jekaterinowka (ehemalige deutsche Kolonie) ausgestellt, das von Herrn Sergej Tschernetskij gegründet wurde.

Moldau ist ein Land, in das man sich einfach verlieben muss!

Sie sollten die Werke von Frau Casap unbedingt persönlich sehen. In jedem Gemälde finden Sie ein Stück bessarabische Seele.



Antonina Casap (mit weißer Bluse) mit Sergey Tschernetzki (Jekaterinowka Museum), Nadiia Kochburova (Artsy), Lubov Klym (Sarata) und Besuchern aus Chisinau.

Glockengeläut und „Schreier“: Wie das Dorf Kubei im Bezirk Bolgrad das neue Jahr feiert

An Silvester verkleiden sich junge Menschen in bunten und farbenfrohen Outfits und „bewaffnen“ sich mit Glocken unterschiedlicher Größe. Nach der Vorbereitung ziehen sie von Haus zu Haus und erfüllen jeden Hof mit lautem Rufen und Glockengeläut.

Die Besonderheit dieser Tradition besteht darin, dass in Kubeya die Rufe der „Schreier“ in den Sprachen Gagausisch, Bulgarisch und Rumänisch erklingen, was den Reichtum der kulturellen Vielfalt der Region widerspiegelt.

Die Bewohner der Häuser begegnen den jungen Menschen mit besonderer Freundlichkeit und beschenken sie mit Süßigkeiten, Keksen, Nüssen und Münzen. Dafür wünschen die Beschenkten den Schenkenden und allen, die im Haus leben, Glück und Wohlbefinden für das ganze nächste Jahr.

Dieser seit vielen Jahrzehnten von Generation zu Generation weitergegebene Brauch ist ein wesentlicher Bestandteil des kulturellen Erbes des Dorfes.

„Die Liebe zu dieser Tradition wird schon in jungen Jahren geweckt. Ältere Gruppenmitglieder suchen die jungen Menschen des Dorfes auf und versuchen, sie durch ihr Beispiel zum Mitmachen zu animieren. Jedes Jahr versammeln wir uns

mit Freunden und Bekannten in kleinen Gruppen von fünf bis sieben Personen und gehen zum Singen auf die Straße. Wir gehen von Haus zu Haus, gratulieren den Hausbewohnern zum neuen Jahr, wünschen Gesundheit, Glück und Freude und trösten alle, denen wir begegnen. Es ist besonders schön zu sehen, wie sich die

Menschen aufrichtig über unseren Besuch freuen, lächeln und uns für die geschaffene Atmosphäre des Feiertags danken“, teilte Valery, einer der Teilnehmer der Neujahrstradition, seine Eindrücke mit.

Mabala.com.ua



Im Dorf Kubei wird am 31. Dezember die Neujahrstradition „Traki“ nicht vergessen. Während der Veranstaltung ziehen Kinder und Jugendliche in Gruppen von Haus zu Haus und begrüßen die Einheimischen mit dem neuen Jahr.

**Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de**

Neues aus dem Archiv unseres Heimatmuseums

Bessarabiendeutsche in Golenhofen

Text: SIGRID STANDKE

Fotos: www.goleczewo.com

Anfang vergangenen Jahres erreichte mich folgende Anfrage aus Polen.

*Sehr geehrte Damen und Herren,
ich fand Ihre Website
<https://www.bessarabien.de>
sehr interessant für mich.*

*Es scheint, dass sich in meinem Dorf
(Goleczewo/Golenhofen) einige Deutsche
aus Lichtental und Maraslienfeld nieder-
gelassen haben, darunter auch die Familie
Wahler. Ich betreibe eine Website über die
Geschichte des Dorfes (www.goleczewo.com)
und würde mich über weitere Informati-
onen über die Einwanderung von Bessarabi-
endeutschen in meine Gegend freuen.*

*Haben Sie weitere Informationen zu
Personen, die in den Raum Posen/
Warthegau/Wartheland gezogen sind?
Vielleicht besteht die Möglichkeit, mit
ihren Nachkommen in Kontakt zu treten?*

*Mit freundlichen Grüßen,
Greg Grupinski*

Das war eine Überraschung für mich und ich wurde sofort neugierig. Anfragen aus Polen sind eine Seltenheit und hier schien eine spannende Aufgabe auf mich zuzukommen. Dazu kam noch, dass der genannte Ort Maraslienfeld das Heimatdorf meines Vaters ist. Nun wollte auch ich mehr wissen und ein sehr interessanter Austausch begann.



Lageplan von Golenhofen von 1941

Zuerst sah ich mir die Internetseite zu dem Dorf Goleczewo/Golenhofen (www.goleczewo.com) an. Ich war begeistert von der Arbeit des Gregor Grupinski. Und hier fand ich auch die ersten Hinweise auf die Familien aus Bessarabien.

Ein Ausschnitt aus einem Lageplan von 1941 enthielt die Namen „Traugott Wahler“ und „Schwagerer“. Hier hatte sich wohl ein Fehler eingeschlichen? Schwaderer ist ein Namen, der zum Dorf Lichtental gehört. Nun begann meine Sucharbeit. Ich fand eine Karteikarte zu Michael Schwaderer und seiner Frau Katharina, geb. Salo. Diese Karte enthielt eine Eintragung zu dem Ansiedlungsort „Golen-

hofen, Kreis Posen“. Der „Schwagerer“ aus dem Lageplan war gefunden. Leider fehlten sowohl im Fragebogen aus dem Jahr 1941 als auch auf der Karteikarte, die auf Eintragungen vom 14.09.1946 zurückging, Eintragungen zu Kindern. Das hieß für mich, hier war meine Suche zu Ende, Nachkommen konnte ich nicht finden.

Nun konzentrierte ich mich auf die Suche nach „Traugott Wahler“. Auch hier hatten wir eine Karteikarte in unserem Archiv, was nicht selbstverständlich ist. Aber auch hier waren keine Kinder eingetragen. Im Buch von Werner Schäfer über die Familie Schäfer in Lichtental fand ich dann einen weiteren Hinweis. Traugott Wahler heiratet am 16. September 1941 in Lask, Warthegau, die in Eichendorf geborene Leontine Schreiber. Nun hatte ich den Gedanken, dass dann in Golenhofen dem jungen Ehepaar Kinder geboren wurden. Die Nachricht über die Eheschließung in Lask teilte ich Gregor mit. Die Nachfrage nach möglichen Geburten in Golenhofen war aber ohne Erfolg. Auch in Polen gibt es eine Sperrfrist für Geburten, die leider bis heute noch nicht abgelaufen ist.

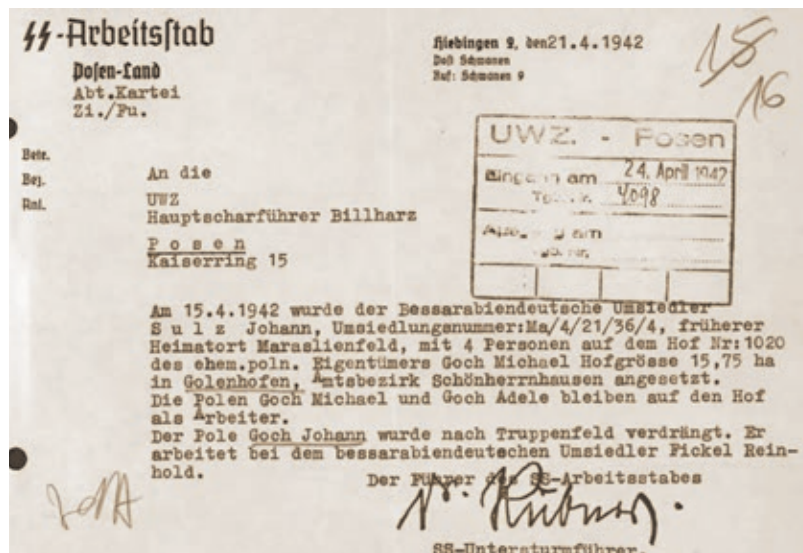
Während ich diese Zeilen geschrieben habe, hatte ich dann aber doch noch eine Idee und auch Erfolg. In Niedersachsen habe ich einen Neffen von Traugott Wahler gefunden. Er bestätigte mir, dass die Ehe seines Onkels ohne Kinder geblieben ist. Fotos der Eheleute Wahler oder Erinnerungen an die Zeit in Golenhofen haben sich in seiner Familie aber nicht erhalten. So war auch diese Suche beendet. Und nun zu den Brüdern Sulz aus Maraslienfeld in Golenhofen. Unter den Erinnerungen des Rodzina Goch auf der genannten Internetseite fand ich die Wiedergabe eines Dokuments des SS-Arbeitsstabes Posen-Land vom 21. April 1942. Es berichtet von der „Verdrängung“ des Polen Michael Goch und seiner Frau Adele von ihrem Hof in Golenhofen. Beide „dürfen“ bei dem bessarabiendeutschen Umsiedler Sulz, Johann auf dem Hof als Arbeiter verbleiben.



Besuch des deutschen Friedhofs in Golenhofen am 31.08.2024



2024 – nach einem Brand leider eine Ruine



Hofzuweisung in Golenhofen vom 21.04.1942



Familie Goch auf ihrem Hof in Golenhofen

Gregor Grupinski schreibt zu diesem erlebten Unrecht seiner Nachbarfamilie:

„Interessant und ‚ironisch‘ war, dass die Familie Goch in seinem Familienhaus als ‚Knecht‘ der Familie Sulz arbeitete. Und mein Nachbar hat (obwohl er aus seinem eigenen Haus vertrieben wurde) kein schlechtes Wort an die Sulz-Brüder gerichtet.“

Überrascht von der Existenz eines solchen Dokumentes ging ich nun auf die Spurensuche nach den Familien Sulz. Irritiert hatte mich der Umstand, dass diese Ansiedlung im Frühjahr 1942 im Kreis Posen erfolgt war. Ich wusste von meiner eigenen Familie, dass sie im Spätsommer 1941 im Kreis Lask angesiedelt wurde. Die Ansiedlung der Familien aus Maraslienfeld im Kreis Lask fand ich auch durch eine damalige Auflistung in unserem Archiv bestätigt. Was war nun bei den Brüdern Sulz anders gelaufen?

Zunächst suchte ich nach einer Karteikarte von Jakob Sulz und hatte auch hier Glück.

Interessant war nun der Hinweis darauf, dass die Familie als „A-Fall“ eingestuft war. Gleichzeitig ist angegeben, dass eine Ostansiedlung in Dobra, Gemeinde Brunschgow, im Kreis Lask erfolgte. War Jakob Sulz als A-Fall in Widerspruch gegangen und hat dann doch noch eine spätere Ostansiedlung erhalten? Oder war die Karteikarte fehlerhaft ausgefüllt? Um diese Fragen zu beantworten, müsste die Einbürgerungsakte im Bundesarchiv gesichtet werden. Wir lassen es offen. Wir wissen aber, dass die Tochter Erika am 12. Januar 1942 in Dobra, Kreis Lask, geboren wurde.

Und nun zu Johann Sulz, dem jüngeren Bruder von Jakob. Hier erinnerte ich mich, dass ich vor Jahren einen Arnold Sulz aus Maraslienfeld auf einem Bundestreffen in Ludwigsburg getroffen hatte. Das Gespräch mit ihm über das Heimatdorf hatte ich nicht vergessen. Und

ich wusste auch, dass er zu dieser Zeit in Albstadt gewohnt hatte. Dieser Arnold Sulz war ein Sohn von Johann Sulz. Nun suchte ich in dieser Gegend nach seinen Nachkommen. Und wieder hatte ich Glück, indem ich einen Sohn von ihm fand. Der Kontakt war schnell hergestellt und ich unterbreitete ihm mein Anliegen. Er war offen und hilfsbereit, allerdings war es so, dass sein Vater das Dorf Golenhofen nicht oder nur wenig erlebt hatte. Er war bald nach der Ansiedlung zur deutschen Wehrmacht eingezogen worden. In seinen Erinnerungen hatte er nur hinterlassen, dass zuerst eine Ansiedlung der Familie im Kreis Lask erfolgt war. Der Vater Johannes Sulz war aber in dieser Zeit erkrankt. Er brauchte die Unterstützung seines Bruders Jakob. Vermutlich haben die Brüder eine gemeinsame Ansiedlung beantragt, die dann beide Familien nach Golenhofen führte, weg von den anderen Maraslienfelder Familien im Kreis Lask. In der Familie Sulz haben sich leider ebenfalls keine Fotos oder Dokumente aus dieser Ansiedlung erhalten. So können wir ihre Zeit in Golenhofen nicht dokumentieren.

Damit waren alle meine Möglichkeiten der Recherche ausgeschöpft. Meine Arbeit war beendet. Von Gregor Grupinski hatte ich noch weitere Dokumente der „Verdrängung“ aus den Nachbardörfern erhalten. Gefunden hatte er sie im Staatsarchiv in Posen. Auch hatte er das zuständige Standesamt besucht und drei Heiratsurkunden von Bessarabiendeutschen erhalten und an uns weiter geleitet. Sterbefälle hat es in den vier Familien in Golenhofen in dieser Zeit nicht gegeben. So war unsere Zusammenarbeit nach etwa einem halben Jahr beendet. Wir hatten auf beiden Seiten unsere Möglichkeiten ausgeschöpft. Aber in mir war die Neugier auf Golenhofen geweckt und auf seinen Hobbyhistoriker. So meldete ich mich

noch einmal zu einer Erinnerungsfahrt nach Polen an. Gregor war bereit, uns in Golenhofen zu empfangen und uns sein Dorf zu zeigen.

Dann war es am 31. August 2024 soweit. Ich konnte unseren Museumskurator Olaf Schulze gewinnen, mich auf dieser Reise zu begleiten. Gregor führte uns durch sein Heimatdorf, das als deutsches „Musterdorf“ im Jahr 1902 bis 1905 erbaut wurde. Erst als das Dorf fertig war, suchte man deutsche, evangelische Siedler. Die erhaltene Namensliste zeigt, dass die Kolonisten sowohl aus dem Westen als auch aus dem Osten kamen. Die Häuser sind in Fachwerkbauweise erstellt worden und stehen heute unter Denkmalschutz.

Und Gregor erzählte uns, als er auf der Suche nach einem neuen Zuhause für seine Familie war, ist er nach Goleczewo gekommen. Er hatte sofort die Besonderheit dieses Dorfes erkannt. Er und seine Familie fühlen sich wohl in diesem Ort. Dann hat der Hobbyhistoriker, von Beruf ist er Informatiker, begonnen, sich mit der Geschichte des Dorfes zu beschäftigen. Das Ergebnis ist eine sehr umfangreiche und informative Internetseite, die die Geschichte dieses Dorfes in Wort und Bild erzählt. Und dass er die Geschichte ständig weitererzählt, zeigt, dass der Besuch der Bessarabiendeutschen im Dorf schon nach wenigen Tagen unter den „Nowosci“ (Nachrichten) nachzulesen war und sogar mit einem Bild dokumentiert wurde.

Diese Zusammenarbeit mit Gregor Grupinski war für mich eine spannende und sehr interessante Arbeit. Sie hat uns nicht nur um neues Wissen und Dokumente für unser Archiv bereichert, sie zeigt uns auch, dass die heutige Generation auf beiden Seiten in der Lage ist, diese schwierige und mit Schuld beladene gemeinsame Geschichte aufzuarbeiten. Weitere solche Anfragen können wir uns im Archiv unseres Heimatmuseums nur wünschen.

Lebenslauf als Zeitdokument

Beim Aufräumen ihrer Unterlagen fand Eva Wilske den Lebenslauf ihres Vaters Karl Wilske (verstorben 1999). Dieser war während der NS-Zeit zur Ausbildung

in Deutschland, doch die politische Lage gefährdete sein Ziel, die Meisterprüfung abzulegen. So entschied er sich Anfang 1933, seinen Lebenslauf mit seinem An-

liegen an die Handelskammer Stuttgart zu schicken.

Die Redaktion

Lebenslauf des Karl Wilske, Bessarabien, Rumänien

Ich wurde am 7.4.1906 in der Kolonie Plotzk als Sohn des deutschen Kolonisten Christian Wilske geboren.

In der Kolonie Tarutino besuchte ich das Knabengymnasium und absolvierte es im Frühjahr 1927. Im Herbst 1928 trat ich meine Einjährigendienstzeit an und wurde im August 1929 wieder entlassen.

Bei meiner Berufswahl ließ ich mich von folgenden Gedanken leiten: Meine Heimat war bis zu Beginn des Weltkrieges ausgesprochenes Agrargebiet. Handwerk und Gewerbe waren nur schwach vertreten. Ganz besonders krass prägte sich diese Entwicklung in den deutschen Kolonien aus. Die Kolonisten waren eingefleischte Landwirte und hatten keinen Sinn für andere Erwerbsmöglichkeiten. Ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, möglichst viel Land unter den Pflug zu bekommen, das sie meistens von den verarmten russischen Großgrundbesitzern käuflich erwarben. Durch die russischen Landgesetze von 1917 und die darauffolgenden rumänischen von 1918 (Besetzung Bessarabiens durch Rumänien) wurde diesem Expansionsbestreben der deutschen Kolonisten ein Riegel vorgeschoben, und zwar dadurch, dass man den höchst zulässigen Landbesitz auf 100 Hektar festlegte. Alles, was darüber ging, wurde enteignet und an die landlose Bevölkerung verteilt. Viele Kolonistensöhne sahen sich plötzlich vor die Alternative gestellt, Kleinstbauern zu werden und zu bleiben oder andere Existenzmöglichkeiten zu suchen.

Unter dem Einfluss dieser Entwicklung hatte ich mich schon frühzeitig entschlossen, einen technischen Beruf zu wählen. Dafür sprach auch die mit Sicherheit zu erwartende Mechanisierung der Landwirtschaft, denn nur auf diese Weise kann man den Landbau wieder rentabel machen.

Die Möglichkeit, eine gute Ausbildung in dieser Richtung zu erlangen, ist in Rumänien sehr beschränkt. Und da ich mir noch nicht im Klaren war, ob ich Maschinenbau studieren oder das Maschinenbauen erlernen sollte, fasste ich den Entschluss, nach Deutschland zu fahren. Die erforderlichen Mittel wurden von meinen Eltern bereitgehalten.

Ich kam im August 1929 in Stuttgart an. Schon Anfang September konnte ich in einer Bauschlosserei und Karosseriewerkstätte als Volontär anfangen. Die Arbeit sagte mir zu. Wiederholt angestellte Betrachtungen über die heimatlichen Verhältnisse bestärkten mich immer mehr in der Auffassung, dass man sich selbst und seiner Heimat als Handwerker viel mehr nützen kann, denn als Dipl. Ing. Ich fasste den Entschluss, auf das Studium zu verzichten und mich einer guten Ausbildung als Mechaniker zu widmen. Bis auf Weiteres blieb ich in genannter Werkstatt, sah mich aber in der Zwischenzeit nach einer geeigneten Lehrstelle um.

Am 28.4.1930 erfolgte mein Eintritt als Mechanikerlehrling bei der Daimler-Benz A.G. in Unter-Türkheim. Der Gang der Ausbildung ist auf beigelegten Zeugnisabschriften zu ersehen. Ergänzend möchte ich hinzufügen, dass während meiner Tätigkeit in der Versuchsabteilung-Firma ich Gelegenheit hatte, das autogene Schweißen recht gründlich zu erlernen.

Vom 1.11.1932 bis 31.1.1933 war ich in der Robert Bosch A.G. in Stuttgart als Monteurschüler tätig. Ich hatte hier Gelegenheit in praktischer und theoretischer Arbeit die elektrischen Apparaturen des Kraftwagens recht gründlich kennen zu lernen.

Seit 1.2.1933 bis z.Z. bin ich in der Galvanotechnischen Anstalt von Fritz & Jeuter hier tätig.

Meine Absicht war, noch etwa 2 bis 2 ½ Jahre in Deutschland zu bleiben, um mir auch auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Maschinen Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln. Als Abschluss des Ganzen wollte ich die Meisterprüfung machen. Die Verhältnisse zwingen mich aber jetzt schon, in die Heimat zurückzukehren. Sie sind folgender Art:

Rumänien hat seit August 1932 jegliche Ausfuhr von Devisen unterbunden. Ich konnte nur auf Umwegen meinen Monatswechsel bekommen. Aussicht auf Besserung ist nicht vorhanden. Es wird im Gegenteil immer schwieriger.

Andererseits sind alle meine Versuche hier in Deutschland eine, wenn auch ganz gering bezahlte, aber auf meinem Berufsgebiete liegende Arbeit zu bekommen, gescheitert.

Es fällt mir schwer, ohne den eigentlichen Abschluss, die Meisterprüfung, Deutschland zu verlassen. Umso schwerer, als bei mir nur die Voraussetzung der 5-jährigen Gesellentätigkeit nicht erfüllt ist.

Ich unterbreite meine Angelegenheit der Handwerkskammer Stuttgart mit der Bitte, in diesem Fall von der gesetzlichen, für deutsches Reichsgebiet geltende Bestimmung, abzusehen und mich zu der dieses Frühjahr stattfindenden Meisterprüfung zuzulassen.

Stuttgart, den 15. Febr. 1933

Karl Wilske



Aus dem Museum

Ein Einkaufskörbchen aus Maisblättern

OLAF SCHULZE

Unser Heimatmuseum der Bessarabien- und Dobrudschadeutschen zeigt insgesamt rund 1000 Exponate in der Dauerausstellung. Viele sind Alltagsgegenstände, eher schlicht, zum Gebrauch gemacht. Ein solches Objekt wollen wir heute vorstellen. Doch bei genauerem Hinsehen ist es gar nicht so schlicht. Sondern mit Liebe zum Dekor angefertigt.

In der großen Dobrudscha-Vitrine im dritten Raum unseres Museums steht es ganz auf der untersten Ebene, ein geflochtenes Einkaufskörbchen (D1072) aus den Lieschblättern von Maiskolben. Es entstand 1932 und wurde vor 1981 durch Rosa Deeg dem Heimatmuseum der

Dobrudschadeutschen in Heilbronn gestiftet. Wir wissen dies, weil es auf Fotos aus dem Museum, die im „Dobrudschaboten“ veröffentlicht wurden, gelegentlich mit abgebildet ist (Nr. 9, S. 2, vom August 1981 und Nr. 11, S. 20, vom Mai 1982).

Es ist übrigens nicht das einzige Objekt, das die Dobrudschadeutsche dem Museum zukommen ließ. Von ihrer Hochzeit mit Johannes Deeg in Konstanz, der Hauptstadt der Dobrudscha, am 15. Dezember 1938 stellen wir ihr Brautdiadem, ein Anstecksträußchen und den Brautschleier ebenfalls aus, Diadem und Anstecksträußchen kamen sogar beim Volksfestumzug 2024 zum Einsatz – und ins Fernsehen (wir berichteten im Mitteilungsblatt November 2025).

Doch zurück zum Einkaufskörbchen. Es ist eher zierlich, gerade mal 41,5 cm lang und 17 cm hoch ohne den Henkel, der ebenfalls geflochten ist. Geflochtene Behälter aus Maisblättern oder Weizenstroh, zum Einkaufen oder Aufbewahren, mit oder ohne Henkel oder Deckel, gehörten zu den üblichen Alltagsgegenständen, die meist selbst hergestellt wurden. In einer Gesellschaft, in der man möglichst Alles einem Nutzen zuführte, kein Wunder. Solche geflochtene Ware steht in einer Jahrtausende alten Tradition. Zum Flechten wurden bei Mais die „Lieschblätter“



Ein geflochtenes Einkaufskörbchen aus der Dobrudscha
(Foto: Olaf Schulze)

verwendet, das sind die Hüllblätter, die den Maiskolben schützen. In unserem Fall wurden sie zum Teil eingefärbt, bevor sie verarbeitet wurden.

Das Körbchen zeigt umlaufend eine Folge von stilisierten, stark vereinfachten Blumen mit jeweils zwei Blättern, dem Stängel und der Blüte, die aus einem „roten Boden“ alle zur gleichen Höhe herauswachsen. Die Blütenfarbe wechselt sich dabei ab. Den Randbereich betonen kurze bunte diagonale Streifen in grün und rot. Dies alles wurde nicht nachträglich bemalt, sondern entstand im Flechtprozess, was genaue Planung und eine höhere Aufmerksamkeit erforderlich machte. Die Verzierungen haben eine durchaus „moderne“ Anmutung und passen gut in das Stilempfinden der 20er und 30 Jahre des letzten Jahrhunderts.



„Suchbild mit Körbchen“, Heimatmuseum der Dobrudschadeutschen in Heilbronn
(Foto aus „Der Dobrudschabote“, Nr. 11, Mai 1982)

Quelle des Stammbaums im Schwarzwald gefunden

Das besondere Weihnachtsgeschenk für Gertrud Lehrbach in Emmingen

GERHARD TREICHEL

Seit Jahren forscht Gertrud Lehrbach, geborene Balmer, eine Deutsch-Brasilianerin aus Mondai/Brasilien, nach dem Ort ihrer Vorfahren in Deutschland. Viele Reisen hatte sie seither unternommen. Aus ihrem Familienbuch war bekannt, dass ihr Stammbaum mütterlicherseits in Emmingen bei Nagold wurzelte, so auch Angaben im Teplitzer Heimat-Buch der Bessarabiendeutschen.

Eingeladen von Freunden aus Ludwigsburg, wurde ihr angeraten doch mal einen

Versuch zu starten, und in Emmingen bei Nagold auf Spuren-Suche zu gehen. Gemeinsam mit Viktor Fritz vom Verein der Bessarabiendeutschen und Gerhard Treichel, Schriftsteller, machte sie sich am 16. Dezember 2024 auf den Weg nach Emmingen bei Nagold.

Momente der Überraschung

Ein Dorfbewohner verwies sie auf ein Haus, in dem ein Bulmer wohne. Zaghaft klingelten sie; würde jemand zu Hause sein? Im ersten Geschoss öffnete sich ein



Karte Emmingen, Wikipedia



Porto Feliz (Mondai), Brasilien

Foto: Gerhard Treichel

endeten in Stalins Gulag. Hunderte Familien flohen über den Amur nach China, gelangten von Shanghai aus per Schiff nach Brasilien. Dort fanden sie in Porto Feliz im Bundesstaat Santa Catherina eine neue Heimat.

Mit der Ansiedlung der geflüchteten Bessarabiendeutschen erlebte Porto Feliz einen rasanten wirtschaftlichen Aufschwung. Porto Feliz, glückliches Tor, in den Westen St. Catharina (Perle am Rio Uruguay).

Heute ist Mondai eine wohlhabende Stadt, Grundlage der Wirtschaft bilden Mittelständische Unternehmen wie der Möbelhersteller Deiss, Nachfahre aus dem früheren Teplitz. Neben der Amtssprache Brasilianisch pflegen die Deutschen ihre Sprache, Kultur und Religion. Nicht selten hört man in den Bundesstaaten Santa Catharina und Rio Grand dos Sul schwäbischen und Hunsrück Dialekt. Neben Dampfnudeln und Strudeln werden in den Küchen Maultaschen und Spätzle gekocht. Ihre Gärten sind auf

Grund des subtropischen Klimas blühende Oasen, in denen neben dem herkömmlichen Gemüse und Beeren auch Bananen, Orangen und Papayas gedeihen. Nicht selten ertönt aus ihren Häusern der Ruf schwäbischer Kuckucksuhren, erzählt Gertud Lehrbach.

Betrachtet man die einzelnen Entwicklungsetappen in Emmingen, Teplitz und Mondai, ist unschwer zu erkennen, was das Besondere an den Schwaben ist:

Sie sind bekannt für Schaffe, Bruddla und Tüfteln. Wo sie aufkreuzen entwickelt sich Wohlstand. Nicht nur im Ländle, dies ist weltweit zu beobachten, ob in den USA, Kanada oder in Mondai. Es sind wahrscheinlich die Gene und ihr Glauben, der sie antreibt.

Unterwegs – 80 Jahre Flucht und Vertreibung

DR. HARTMUT KNOPP

In den bitterkalten Januartagen des Jahres 1945 begann die große Flucht von Millionen Menschen aus den ehemals deutschen Ostgebieten. Es war der kälteste Monat im ganzen letzten Jahrhundert, alles war verschneit, die Böden waren mit Glatteis überzogen und die Hunderttausende von Toten konnten nicht einmal in der tiefgefrorenen Erde beigesetzt werden. Am 12.01.1945 kollabierte die deutsche Ostfront, und angesichts der unbeschreiblichen Gräueltaten, die sich im Umfeld der Kämpfe ereigneten, machten sich zahllose Ostpreußen, Pommern und Schlesier auf den Weg nach Westen, darunter auch die etwa 100.000 verstreut angesiedelten Bessarabien- und Dobrudschadeutschen. Doch wohin sollten sie sich wenden? Der Weg in ihre vor fünf Jahren verlassene Heimat war nicht mehr möglich, also – so die Überlegung der meisten Landsleute – zurück in die alte „Urheimat“, die man vor 120 Jahren auf der Suche nach einem besseren Leben im Osten verlassen hatte. Der Kontakt zur alten Heimat in Deutschland ist ja nie ganz abgerissen. Die Orgeln der bessarabiendeutschen Kirchen kamen von der Firma Walcker aus Ludwigsburg, wer Bibeln oder Andachtsbücher benötigte, bestellte sie bei der württembergischen Bibelanstalt in Stuttgart, die zahlreichen Musikgruppen spielten auf einem Akkordeon der Firma Hohner aus Trossingen¹, etliche prominente Abiturienten nahmen ihr Studium in Tübingen auf, mein Urgroßvater mütterlicherseits kam wegen einer Operation von Bessarabien nach Stuttgart und fast alle Landsleute kannten

aus den Kirchenbüchern den Vermerk ihrer ausgewanderten Vorfahren: xy, Kolonist aus ...

Daher war es folgerichtig, dass Karl Rüb, der „Mann der ersten Stunde“ nach Stuttgart ging und dort das Hilfswerk Rüb aufbaute, welches die erste Anlaufstation zahlreicher heimatloser Bessarabien- und Dobrudschadeutschen wurde. Die guten Beziehungen von Karl Rüb zu den Behörden hatten zur Folge, dass sein Hilfswerk als einzige zivile, nichtstaatliche Institution die Berechtigung erhielt, Zuzugsgenehmigungen nach (Nord-)Württemberg auszustellen. Dies sprach sich ohne Zeitung, Telefon und Radio blitzartig in ganz Deutschland herum, denn damit verbunden war das Recht auf Lebensmittelkarten und Unterkunft (allerdings oft sehr provisorisch). Zwei Beispiele mögen dies illustrieren:

„Pastor Tetz mit seinen Landsleuten aus Friedenstal hatten nach dem Krieg zunächst in der Lüneburger Heide Unterkunft gefunden... Er berichtete seinen Leuten, dass Dipl. Ing. Rüb ein Hilfswerk für Bessarabiendeutsche ins Leben gerufen hätte. Pastor Tetz fuhr mit der Bitte, Zuzugsgenehmigungen für die Flüchtlinge zu erhalten, nach Stuttgart zu Karl Rüb. Sie wollten dahin zurück, wo ihre Vorfahren vor der Auswanderung nach Bessarabien gelebt hatten. ... Am 12. Dezember 1946 fuhren die Flüchtlinge mit 17 Pferdegespannen unter der Leitung von Pastor Tetz nach Süden, um endlich einen Platz zu finden, der ihre Heimat werden sollte². Die Fahrt führte durch die englische in die amerikanische Zone. Die Heimatsuchenden vollbrachten eine ge-

waltige Leistung. Es war wieder ein kalter Winter und die Erinnerungen an die schreckliche Flucht mit den schmerzhaften Erlebnissen wurde erneut lebendig. Das Ziel war Ludwigsburg. In einer Turnhalle fanden sie zunächst ein Dach über dem Kopf, bis dann eine Zuweisung in das nahegelegene Bauerndorf Möglingen erfolgte.“³

In diesen Tagen kam auch eine Delegation von Umsiedlern aus der Dobrudscha. „Sie waren mit Pferd und Wagen unterwegs, waren in Bayern steckengeblieben und hausten in recht schwierigen Verhältnissen. Sie baten dringend um Hilfe für einen Umzug ins Schwabenland, aus dem ihre Vorfahren ausgewandert waren. ... Ohne Rückendeckung durch die Behörden ermutigte Karl Rüb sie, nach Württemberg zu kommen, man werde tun, was man könne. Schlechter als in Bayern könnte es ihnen hier auch nicht gehen. Und sie kamen mit Mann und Ross und Wagen.“⁴

In den schriftlich verfassten Erinnerungen aus der Nachkriegszeit erfahren wir viel von den großen, oft übermenschlichen Belastungen und Anstrengungen der Betroffenen und den Männern, die einen Neuanfang organisiert haben. Kaum etwas hören wir von den weniger Prominenten, den leidgeprüften Kriegerwitwen, den Kriegsversehrten, den Kranken, den hilf- und ratlosen und den alten Menschen. Als Beispiel hierfür möchte ich auszugsweise eine Erzählung meiner Mutter Gertrud Knopp-Rüb über ihren hochbetagten Großvater Schaalo aus Brienne zitieren:

1 in Bessarabien meist Harmoschka genannt, nach dem russischen Knopfakkordeon, der Garmoshka

2 erg.: nach Umsiedlung, Lageraufenthalt, Ansiedlung im „Warthegau“, Flucht und Vertreibung

3 Nach: Ziebart, Siegmund: Karl Rüb. Mühlacker, 2014. Seite 46.

4 Nach: Ziebart, Siegmund: Karl Rüb. Mühlacker, 2014. Seite 47.

Einer Enk'lin Angedenken

„Richtig kennen und schätzen lernte ich Großvater aber erst nach dem letzten großen Krieg, nur wenige Jahre vor seinem armseligen Lebensende. Nach der Umsiedlung ins deutsche Mutterland, dem zermürbenden monatelangen Lagerleben, der Widersesshaftwerdung im Osten und nach der schrecklichen Flucht vor den nachrückenden russischen Truppen in den eisigen Januartagen des Jahres 1945 waren wir wie alle unsere Landsleute, falls sie dem Inferno des Zusammenbruchs entrinnen konnten, irgendwo bei fremden Leuten untergekommen, als der Krieg sein unrühmliches Ende fand.

Auch Großvater war, als nahezu Achtzigjähriger, im Schutz eines Trecks mit seinem Fuhrwerk von Westpreußen bis nach Norddeutschland gelangt, seine kranke Frau und seine ebenfalls leidende Schwiegertochter mit drei halbwüchsigen Kindern im Gefolge. Meine Mutter, Schwester und ich waren in Mecklenburg hängengeblieben. Nach der Rückkehr unseres Vaters aus einer kurzen Kriegsgefangenschaft wagten wir den Aufbruch über die Sektorengrenze, um nach Stuttgart zu kommen. Hier hatte mein Onkel, Dipl. Ing. Karl Rüb, ein „Hilfswerk für evangelische Umsiedler aus Bessarabien und der Dobrudscha“ gegründet mit dem Bestreben, seinen Landsleuten im Ursprungsland ihrer Vorfahren wieder eine Heimat zu schaffen. Nach einer abenteuerlichen Fahrt sind wir Anfang Dezember 1945 hier in Stuttgart eingetroffen.

Wir durften uns nicht lange von diesen Strapazen ausruhen. Meine Eltern wurden gleich mit der Bewirtschaftung einer Herberge des Hilfswerkes betraut, wo unseren Leuten ein vorübergehendes Unterkommen in der Nähe des Stuttgarter Hauptbahnhofes geboten wurde. Ich selbst begann ebenfalls sofort bei der Geschäftsstelle des Hilfswerks in der Johannesstraße 23 im Büro zu arbeiten. Dort trafen nun täglich immer mehr Hilfs- und Ratsuchende ein und erhofften sich von dieser Einrichtung Beistand und Unterstützung in ihrer Bedrängnis. Eine wahre Menschenflut schob sich tagaus, tagein durch die engen Treppenaufgänge und Vorräume unseres Bürohauses, um eine Zuzugsgenehmigung für Württemberg zu erlangen. Hier sah ich Großvater im Frühjahr 1946 plötzlich eingezwängt in der Menge, mehr hängen als stehen, und seine dünne Gestalt wogte mir im treibenden Menschenstrom hilflos entgegen. Er hatte sich ein paar Tage zuvor mit seiner Familie und dem Rest der geretteten Habe auf den Weg nach Süddeutschland gemacht. In einem von mehreren Flüchtlingsfamilien gemieteten Waggon

hatte er noch einen Platz für sich und seine Angehörigen gefunden. In Frankfurt wurde dieser Waggon auf ein Nebengleis geschoben, so dass er annehmen konnte, dass nur mit einer kurzen Unterbrechung der Fahrt zu rechnen war. Als er nach einer kleinen Pause zurückkam, war der Wagen verschwunden. Aufgeregt suchte und forschte er, aber niemand war zuständig, keiner konnte ihm Auskunft geben.

Wie verzweifelt muss der alte Mann dort umhergeirrt sein, bis er sich endlich entschloss, allein weiterzureisen und sich wie ein Wegelagerer nach Stuttgart durchzuschlagen. In seiner Unbeholfenheit hat er in dieser Zeit sicher nichts zu essen bekommen. Ob ihn wohl bei seiner Ankunft in diesem verelendeten Zustand die Erinnerung bewegt haben mag an ein früheres Ankommen ein Vierteljahrhundert früher, als er hier von Bekannten als geschätzter Gast in Empfang genommen wurde und man ihn voller Stolz auf die Architektur des neuen Bahnhofgebäudes aufmerksam machte? Mit der Straßenbahn fuhren wir in die ‚Herberge‘, wie der Übernachtungsbetrieb von uns genannt wurde und wo wir bei unseren abgestellten Sachen so etwas wie ‚Daheim‘ empfanden. Dort warteten Großmutter und die anderen Angehörigen bereits in großer Sorge auf ihn. Sie waren mit dem weitergeleiteten Zug schon am Tag vorher hier eingetroffen. Der kurze Weg von der Straßenbahnhaltestelle über die Staffel zum Hang hoch machte ihn ganz erschöpft und benommen. „Nur noch diese Treppe, Großpapa“, musste ich ihn immer ermuntern, „dann sind wir da“. Ich vermeinte ihn nicken zu sehen, aber auf jeder Treppe blieb er eine Weile stehen, schloss die Augen und atmete mit seiner ganzen hingefallenen Gestalt.

Als wir in die Straße einbogen auf dem schmalen Trampelpfad zwischen den Trümmern der beiderseits zerbombten Häuser, kam uns schon der Geruch entgegen von dem Trockengemüseeintopf aus amerikanischen Armeebeständen, der uns noch über zwei Jahre vertraut bleiben sollte. Vor der Barackenunterkunft waren umherstehende Menschen beieinander im Gespräch, doch auch manche allein Dastehende, die zuschauten und zuhörten, die nicht wussten, wohin mit sich und ihrer Not, die einfach dabliefen und warteten, dass irgendetwas geschah – seit vielen Wochen das gleiche Bild. Aber dann gab es auch wieder einen Tag wie diesen im Finden von Verlorenen, von Verschollenen, von Totgegläubten. Ein Tag, der den Verzweifelten wieder Mut und Hoffnung zum Weiterleben gab. Ein winziges Barackenzimmerchen, zwei Feldbetten, ein schmaler Eisenschrank, mehr konnten wir den Angekommenen nicht bieten.

Ich glaube nicht, dass ich damals ihre Heimweggedanken, ihre Trauer um das

Verlorene, so recht verstand und begriff. Es war doch erst so viel um uns herum in die Brüche gegangen, wir hatten alle das totale Chaos durchschritten und manchmal wunderte man sich, dass man noch lebte. Trotzdem hätte man ihr sicher mehr Zuwendung schenken sollen, ihr eine Freude machen sollen mit etwas, was es damals gab. Einen Apfel vielleicht? Gab es damals überhaupt Apfel? Eines Abends vor der Barackenunterkunft berichtete ein Landsmann von einer Apfelbaumallee zwischen Maubach und Allmersbach im Tal in der Nähe von Backnang. Der Boden darunter wäre übersät von den herabgefallenen Früchten, und sie würden in der Hitze verkommen. Gleich anderntags machten wir uns mit Taschen und Säcken versehen auf den Weg, diesen Schatz zu bergen.

Großmutter war bald durch ihre Krankheit, die eigentlich keine bestimmte war, ganz ans Bett gefesselt. Niemand hatte wohl genügend Zeit für sie. Mutter musste die Herbergsküche bestellen, Vater und Schwester den Übernachtungsbetrieb in Gang halten, und ich war bis zum Feierabend ganz außer Haus. Als ich vom Dienst heimkam, saß Großvater meist vor der Tür in der Abendsonne und schaute sinnend auf das kleine Gärtchen nieder, das wir uns zwischen Ruinen angelegt hatten. Kein Wort der Klage, kein Wunsch ist in dieser Zeit über seine Lippen gekommen. Er war noch schweigsamer, noch verschlossener geworden, und es schien immer so, als wolle er mit sich allein sein. Fast scheute ich mich, ihn anzusprechen und in seiner Selbstversunkenheit zu stören.

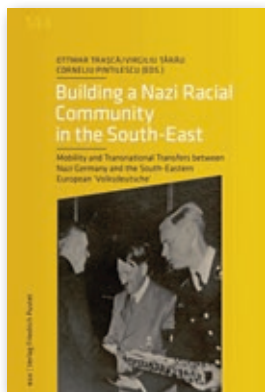
Vielleicht hat er dort noch einmal sein Leben bedacht, den Sinn seines mühevollen Strebens gesucht. Vielleicht hat er sich auch schon zu seinem toten Sohn hingesehnt, dem einzigen nach sechs Töchtern, bei dem er einmal einen friedvollen Lebensabend verbringen gedachte. In Westpreußen legten sie ihn zwei Jahre zuvor in die fremd gebliebene Erde. Die alten Eltern, eine schwächliche Frau und drei kleine Kinder standen verstört am Grab. Wie unbegreiflich sind doch manchmal die Wege Gottes. Das Leben ging weiter.“⁵

Natürlich sind dies nur einige wenige Episoden aus der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg. Sie sollen beispielhaft für die Jahre des Schreckens, des Chaos, der Not und Verzweiflung der Menschen damals stehen und für die Betroffenen aller Völker, auch über die Bessarabien- und Dobrudschadeutschen hinaus, die Folgen des Kriegsgeschehens illustrieren.

⁵ Knopp-Rüb: Land o Land... Stuttgart, 1995. Seite 137–145

Neu in der Bibliothek

Buch: Building a Nazi Racial Community in the South-East



Mobility and Transnational Transfers between Nazi Germany and the South-Eastern European „Volksdeutsche“*

Ottmar Trașca, Virgiliu Țărău, Corneliu Pintilescu (Eds.)

Im letzten Jahrzehnt erschienen zahlreiche Beiträge, die den transnationalen Charakter des Faschismus untersuchten, wenige jedoch gingen auf die Verstrickungen und Einflüsse zwischen dem Dritten

Reich und den rechtsradikalen Bewegungen der deutschen Minderheiten in Südosteuropa ein. Der vorliegende Band möchte diese Lücke schließen, indem er Untersuchungen über die NS-Bewegungen unter den Deutschen in Rumänien, Ungarn, Jugoslawien und der Tschechoslowakei sowie deren Beziehungen zu Deutschland veröffentlicht. Die Kapitel behandeln Aspekte wie das Anwachsen der NS-Bewegung unter den jungen „Volksdeutschen“, das Kulturleben, die Veränderungen in der deutschsprachigen Presse oder die Ressourcen-Mobilisierung zur Unterstützung des von Hitler geführten Krieges. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Transfer von Praktiken in Politik, Ideologie und Propaganda geschenkt.

Das Buch beinhaltet sowohl englische als auch deutsche Kapitel von unterschiedlichen Verfassern.

Es ist in der Bibliothek des Heimathauses einsehbar.

* Aufbau einer Nazi-Rassengemeinschaft im Süd-Osten. Mobilität und Austausch zwischen Nazi-Deutschland und den süd-ost-europäischen „Volksdeutschen“

Leserbrief

Zur Festschrift „70 Jahre Patenschaft“

Gestaltung und Inhalt dieser Festschrift haben mich sehr berührt. Geschichte, Kultur und Brauchtum werden für Bessarabien-Kenner und Interessierte eindrucksvoll behandelt. Damit ist sie auch eine wertvolle Ergänzung für das neu aufgebaute Heimatmuseum.

Die ersten Bundesreffen habe ich leider nicht miterlebt. Wir sind 1956 aus Kasachstan zurückgekehrt. Aber ich freue mich, engagiertes Mitglied im Bessarabiendeutschen Verein zu sein.

Ich möchte mich bei den Verfassern der Festschrift, bei Frau Bornemann, Herrn Dr. Knopp, Herrn Schulze und allen Beteiligten für dieses gelungene Dokument herzlich bedanken.

*In Bessarabien 1940 geboren
Hedi Rosskopf*



Erinnerungsreise nach Polen Busreise vom 02. – 08. September 2025

Auf den Spuren der Ansiedlung im Warthegau und in Westpreußen 1940 – 1945.

80 Jahre – nach der Flucht 1945 trennen uns heute von dem Land zwischen Oder und Weichsel, wo unsere Vorfahren, Großeltern und Eltern nach dem Weggang aus Bessarabien wieder sesshaft geworden waren.

Gehen Sie mit uns auf Spurensuche in die Ansiedlungsorte im Warthegau und Westpreußen. Besuchen Sie mit uns die historischen Stätten der Kriegs- und Besatzungszeit z. B. in Lodz (Litzmannstadt) und Posen.

LEISTUNGEN:

- ✓ Fahrt mit einem komfortablen Reisebus
- ✓ 6 Nächte im 4*- Hotel in Sary Licheń im DZ oder EZ mit DU/WC
- ✓ 6 x Frühstück mit Frühstücksbuffet
- ✓ 6 x Abendessen Halbpension
- ✓ Stadtführung in Lodz
- ✓ Stadtführung in Posen
- ✓ Museumsbesuche in Lodz und Posen
- ✓ Fahrt nach Konin und Slesin
- ✓ Eintrittsgelder lt. Programm

Ihr Reisepreis pro Person pauschal	870,00 EUR
Einzelzimmerzuschlag insgesamt	60,00 EUR

Nicht im Reisepreis enthalten:

- Fahrtkosten in den Ansiedlungsort
- ggf. Dolmetscherkosten für Besuch Ansiedlungsort
- Trinkgelder für Guide, Busfahrer, Hotelservice
- Reiseversicherungen (z.B. Auslandskrankenversicherung)

Wenn Sie Interesse haben, dann rufen Sie einfach an oder schreiben Sie uns eine E-Mail.

Kelm – Bessarabien - Reisen

Organisatoren der Studienreisen

Lore Netzsch – Valerij Skripnik und Team

Telefon: 0171 / 93 45 390

E-Mail: LB.Netzsch@t-online.de



Gelebte Solidarität: Kirchheim-Teck unterstützt Sarata

HILTRUD ELBERT-FANO

Nicht auf dem Papier und mit schönen Worten zeigt sich Kirchheim-Teck gegenüber Sarata solidarisch, sondern mit tatkräftiger Unterstützung. Wurde schon vergangenen Sommer 20 Schülerinnen und Schülern des Sarataer Lyzeums sowie deren Begleitpersonen die Möglichkeit gegeben, in Kirchheim-Teck für 9 Tage dem zermürbenden Zustand in Sarata – ausgelöst durch den Angriffskrieg Russlands – zu entkommen, so erfolgt nun weitere notwendige Unterstützung. Dazu erschien in der Kirchheimer Zeitung „Der Teckbote“ am 20. Dezember 2024 der von Lokalredakteur Andreas Volz verfasste Artikel:

Kirchheim schickt Hilfsgüter in die Ukraine

ANDREAS VOLZ

Solidarität: Die Teckstadt unterstützt Sarata durch die Lieferung von dringend benötigten Solaranlagen. Hinzu kommen Balkonkraftwerke, Schultafeln und ein Luftreiniger für Bunkerräume.

Hilfe für Sarata ist auf dem Weg: Was der Kirchheimer Gemeinderat bereits im März beschlossen hatte, kann jetzt kurz vor Weihnachten umgesetzt werden – die Lieferung von Solarmodulen, um die Stromversorgung in dem ukrainischen Ort deutlich verbessern zu können. Auch wenn Sarata im Südwesten der Ukraine vergleichsweise weit entfernt liegt von den östlichen Kriegsgebieten, ist der Krieg dort allgegenwärtig. Sirenenalarm ist so alltäglich wie das Ausharren in Schutzbunkern oder eben auch der Stromausfall.

Kirchheims Oberbürgermeister Pascal Bader hatte sich kurz vor Ostern [2024] selbst ein Bild von der Lage vor Ort gemacht, als Mitglied einer Delegation, die den Menschen in Sarata und in der Region einen Besuch abstattet hat. „Solidarität“ war dabei ein wichtiges Stichwort. Es geht um eine Solidaritätspartnerschaft zwischen Kirchheim und Sarata – mit dem Zweck, die rund 5000 Einwohner der 200 Jahre alten Siedlung nicht im Stich zu lassen und sie aus der Ferne so gut wie möglich zu unterstützen.

Die Verbindung nach Sarata ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass die einstmals deutschsprachigen Einwohner ihre Heimatregion 1940 verlassen mussten. Viele von ihnen haben später in Kirchheim eine neue Heimat gefunden, und sie haben die Erinnerung an Bessarabien an ihre Nachfahren weitergegeben.

„Ich finde es toll, dass man hier als Kommune eine andere Kommune unterstützen kann – in diesem Fall in der Ukraine“, sagte Oberbürgermeister Bader gestern beim Verladen der Hilfsgüter. „Wie es gesamtpolitisch weitergeht, weiß niemand, aber aktuell ist die Stromversorgung für die Menschen in Sarata immens wichtig. Ich hoffe, dass solche Projekte weitergeführt werden können.“

Die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) organisiert im Auftrag des Bundesministeriums für Entwicklung und Zusammenarbeit viele solcher Hilfslieferungen. Im konkreten Fall hat die GIZ vier Solaranlagen im Gesamtwert von 100.000 Euro bereitgestellt, um sie von Kirchheim aus verschicken zu lassen. Den Bedarf für genau diese vier Anlagen hatte die ukrainische Kommune nach Deutschland gemeldet.

Weil sich jetzt ohnehin zwei Lastwagen auf den langen Weg machen, gab es auch Platz für weitere Güter, die in Sarata dringend benötigt werden: So hat das Wendlinger Robert-Bosch-Gymnasium zwölf Tafeln gestiftet. Diese Tafeln sind im Prinzip neuwertig, werden aber in Wendlingen nicht mehr benötigt, weil dort stattdessen multimediale Whiteboards im Einsatz sind. In Sarata dagegen besteht der doppelte Bedarf an herkömmlichen Tafeln, weil es immer wieder vorkommt, dass der Schulterricht über Stunden hinweg in Bunker verlegt werden muss. Also braucht es auch in den dortigen Schutzräumen entsprechendes Unterrichtsmaterial.

Für die Schulbunker braucht es auch Luftreiniger. Ein solches Gerät ist jetzt ebenfalls auf dem Weg in die Ukraine, finanziert über eine private Crowdfunding-Aktion. Über diese Schiene kommen noch Stromspeicherbatterien und vor allem Balkonkraftwerke hinzu. Letztere haben die „Teckwerke Bürgerenergie“ zu einem symbolischen Preis zur Verfügung gestellt. Die Balkonkraftwerke sollen

unter anderem dazu beitragen, dass sich der Mensabetrieb für Kinder und Jugendliche aufrechterhalten lässt.

Kein Mensaessen ohne Strom

Das Problem: Bei Stromausfall über längere Zeit hinweg würden viele Lebensmittel durch unterbrechen der Kühlkette verderben. Die Balkonkraftwerke sichern in diesem Fall die Unabhängigkeit vom öffentlichen Stromnetz. Weil sie aber in der Nacht keinen Strom liefern, braucht es zusätzlich noch die Speicherbatterien.

Die Crowdfunding-Aktion geht auf Brigitte Bader zurück: Familie Bader hatte im Juli drei Schüler aus Sarata untergebracht, die zusammen mit 17 weiteren Jugendlichen neun Tage in Kirchheim verbringen konnten. Somit war das Wissen über den großen Bedarf an Hilfsgütern auch durch diesen privaten Kontakt noch zusätzlich erweitert worden. Fahrräder und Weihnachtsgeschenke für diese Schüler sind ebenfalls an Bord der Lastwagen.

Die Stadt Kirchheim ist für den Transport als solchen verantwortlich. Kosten in Höhe von 5000 Euro hatte der Gemeinderat zu diesem Zweck im Mai freigegeben. Ein weiterer Transport soll Anfang nächsten Jahres folgen. Pascal Bader sprach gestern zusätzlich von einem ausgemusterten Feuerwehrfahrzeug, das ebenfalls in Bälde die Reise Richtung Sarata antreten soll: „Wir hoffen, dass die Hilfsgüter nicht nur kurzfristig helfen, sondern einen nachhaltigen Beitrag zur Energieversorgung und zum Wiederaufbau leisten können.“

Ich bin dankbar für den enormen Einsatz, den die Stadtverwaltung Kirchheims – allen voran Dr. Pascal Bader – der Gemeinderat sowie viele Kirchheimer Bürger leisten. Dem anonymen Spender der 100 Euro für Sarata, die er meiner Mutter, Ella Fano, im Sommer in den Briefkasten geworfen hatte, kann ich auf diesem Wege mitteilen, dass das Geld mit auf den Weg gegeben und in Sarata der Redakteurin der Sarataer Zeitung, Alla Koren, übergeben wurde.

Die Sarataer Zeitung muss sich selbst tragen. Viele, meist ältere Zeitungsleser haben aufgrund ihrer defizitären finanziellen Lage nicht mehr die Möglichkeit, die Zeitung zu beziehen. D.h., die Sarataer Zeitung, die für viele Ältere die einzige Möglichkeit darstellt, von den Gescheh-

nissen in und um Sarata zu erfahren, bangt seit geraumer Zeit um ihre Existenz und ist für jede Unterstützung dankbar. Durch diese 100 Euro ist es der Redaktion möglich, mehreren bedürftigen Rentnern ein kostenloses Zeitungsabonnement für einen gewissen Zeitraum zu gewähren.

Gerade in den Zuwendungen einzelner Personen zeigt sich die Verbundenheit und Solidarität mit Menschen in Notlagen. Wenn Einzelne ihr Scherflein beitragen, werden Beziehungen vertieft und partnerschaftliche Bestrebungen verstärkt.

Online-Redaktion

Administrator Anne Seemann,
homepage@bessarabien.de

Eine unverhoffte Bahnfahrt von Odessa nach Akkermann

Im September 2000

CHRISTA ENCHELMAIER
GEB. HASENFUSS

Meine Schwester Helga und ich waren fast eine Woche in Akkermann und die letzte größere Reisegruppe fuhr in zwei Tagen wieder nach Hause. Wir beide hatten noch eine weitere Woche zur Verfügung, aber die Stadtführung in Odessa, die immer am Tag des Abfluges stattfindet, wollten wir uns nicht entgehen lassen. Wir durften uns der Reisegruppe anschließen und schauten die Stadt an, die früher die heimliche Hauptstadt Russlands war. Prächtige Bauten, die wunderschöne Oper, das Edelhôtel London, das Rathaus, das Puschkindenkmal und die Potemkinsche Treppe beeindruckten uns. Es werden und wurden Häuser restauriert, aber an vielen nagt der Zahn der Zeit. Die Stadt hat trotzdem noch eine besondere Ausstrahlung.

Nach dem Mittagessen im Hotel „Schwarzes Meer“ war es Zeit, zum Flughafen zu fahren. Es war vereinbart, dass wir beide mitfahren sollten, um dann mit dem Bus wieder zurück nach Akkerman zu gelangen. Wir verabschiedeten uns von vielen lieben Reiset Teilnehmern, schauten uns im Flughafen noch etwas um. Danach suchten wir draußen den Bus, mit dem wir wieder zurück nach Akkerman fahren wollten. O Schreck, der Bus stand nicht mehr an seinem Platz. Mit hoher Geschwindigkeit entfernte er sich, wir sahen nur noch die Rücklichter. Verdutzt standen wir da.

Keine russischen Sprachkenntnisse, kein Wörterbuch und keine Orientierung. Ärgerlich sagte ich zu meiner Schwester „auf die Brüder kann man sich wohl nicht verlassen!“ Wir überlegten, was zu machen sei und dann kamen wir auf die Idee, zum österreichischen Schalter in der Flughafenhalle zu gehen. Gesagt, getan und wir erfuhren von der netten Angestellten, dass der Kleinbus Nr. 29 zum Bahnhof fährt. Wir sollten auf dem Flughafen-Vorplatz beim Kiosk warten, bis einer kommt. Genaue Abfahrtszeiten gibt es nicht. Er fährt los, wenn er voll ist. Mit dem Zug wollten wir dann nach Akkerman weiterfahren, so hatten wir es uns ausgedacht.

Wir beschlossen, erst mal einen Chai zu trinken, den es am Kiosk sicher gab. Kaum saßen wir, kam ein Kleinbus mit der Nr. 29 angefahren. „Das ist unser Bus, nichts wie hin“ sagte ich zu Helga.

Wir stiegen ein. Das Auto füllte sich sehr schnell und fuhr los. Etwas mulmig war uns schon zumute, hatten wir richtig gehört, war es die Linie zum Bahnhof? Wir fragten die Mitfahrenden, ob jemand Englisch kann. Eine Frau kramte ihre Kenntnisse zusammen und bestätigte, dass wir im richtigen Bus waren. Auch die anderen Fahrgäste beteiligten sich an der Unterhaltung. Aus welchem Land wir wären, wollten sie wissen. Sie zeigten nach draußen und erklärten, was da gerade zu sehen war.

Angekommen am Bahnhof stieg außer uns auch ein Mann aus, der ebenfalls zum Bahnhof wollte. Er begleitete uns ein Stück, zeigte auf das Bahnhofsgebäude und lief weiter zum Bahnhofsvorplatz, wo die Busse abfahren.

Ein reges Treiben herrschte im Bahnhof. Vor einem Schalter war gerade keine Schlange und dort wollte ich mein Glück versuchen. „Do you speak english?“ fragte ich die Angestellte durchs kleine Fensterchen hindurch. Ein Schwall Russisch kam mir entgegen, dann nochmals. Ich habe nichts verstanden. Sie wurde ungeduldig und schickte mich zum Nachbarschalter. Inzwischen hatte sich eine kleine Warteschlange gebildet. Alle schauten uns neugierig an. Ein gutaussehender Russe in einer schönen Uniform kam gerade auf die Wartenden zu. „Der sieht gebildet aus, frag ihn mal, ob er Englisch kann!“ sagte Helga. Also fasste ich mir ein Herz und fragte ihn. Der Mann sah mich an, seine Augen funkelten und er sagte patzig „no“. Also konnte er Englisch, wollte mir aber nicht antworten.

Etwas ratlos blickten Helga und ich uns an. Plötzlich hörten wir von weiter hinten eine sonore, freundliche Stimme: „Can I help you?“ Wir waren überrascht und schauten in die Richtung, aus der die Stimme kam. Ein großer junger Mann kam auf uns zu und wollte wissen, was wir für Probleme hätten. Helga kramte die Landkarte mit den deutschen und russi-

schen Namen heraus und wir erklärten ihm, dass wir mit dem Zug nach Akkerman fahren wollten. Wir zeigten ihm die antiquierte Karte und zeigten auf den Ort. Er schaute die Karte an, schaute uns erstaunt an, grinste und dachte wohl, die kommen von einem anderen Stern. Zum Glück stand auch der russische Name von Akkerman auf der Karte und den sagten wir ihm. Trotzdem war er irritiert, wohl von den vielen deutschen Ortsbezeichnungen. Wir erzählten ihm, dass unsere Eltern und Großeltern in diesem Land gelebt hätten. Wir wären hier, um die Häuser und die Dörfer aufzusuchen. Jetzt verstand er und erzählte uns, dass sein Großvater auch Deutscher gewesen sei. Der hätte in der Nähe von Kiew gewohnt und er selbst wohnt in Kiew. Er sagte, wir sollen mitkommen, er würde die Fahrkarten lösen.

Wir gingen hinaus aus der Halle. Im Außenbereich, nicht weit von den Bahnsteigen waren kioskartige Schalter, wo die Fahrkarten verkauft wurden. Er zeigte uns den Bahnsteig, wo auf den Schildern in kyrillischer Schrift die Zielorte angegeben waren. Dann fragte er, ob wir wirklich mit dem Zug fahren wollten: „Wieso, warum nicht?“ fragten wir zurück. „Der Zug braucht über drei Stunden bis Bolgorod!“ „Das macht uns nichts aus“, sagten wir, bedankten uns herzlich und eilten zum bereitstehenden Zug. Gerne hätten wir uns noch mit diesem netten Herrn unterhalten.

Der Zug fuhr pünktlich ab. Die Sitzbänke waren aus Holz. Einige hatten auf der Sitzbank Polsterung, andere nur an der Rückenlehne. An jeder Haltestelle füllte sich der Zug mehr. Je weiter wir uns von Odessa entfernten, waren die Haltestellen auf dem freien Feld. Ich habe immer nach Bahnhöfen Ausschau gehalten. Es waren oft keine da und die Leute standen auf der Böschung, von wo sie in den Zug stiegen. Auf der Bank vor uns saß eine junge Mutter mit ihrem Töchterchen. Ein jüngerer Mann kam den Gang entlang. Er hatte eine dicke Tasche dabei und bot etwas an. Fahrgäste winkten ihn her und wir beobachteten, wie er aus seiner Tasche Eis holte. Er hielt doch tatsächlich das Eis in

einer Daumentasche kühl! Etwas später kam eine Frau, die Milchflaschen zu verkaufen hatte. Ein Mann verkaufte Sesamleckereien, die vor allem für die Kinder gekauft wurden. Einer verteilte Zettel. Irgendetwas stellte er her, das hab ich begriffen, aber was konnte ich nicht aus den Zeichnungen lesen. Nach einiger Zeit sammelte er die Zettel wieder ein und ging in den nächsten Waggon.

Der Zug tuckerte und ruckelte langsam vor sich hin. Schneller konnte er wohl nicht fahren, weil die Gleise so ausgeschlagen sind. Wir fuhren durch eine eintönige Gegend. Felder, Wiesen, öde Flächen, Bäume und Sträucher, hin und wieder eine kleine Ortschaft. Helga und ich wurden unruhig. Wir bekamen Bedenken, ob wir im richtigen Zug sitzen. Wer weiß, wo wir jetzt sind? Womöglich befinden wir uns in der entgegengesetzten Richtung? So öde war die Gegend doch nicht, als wir mit dem Bus nach Akkerman gefahren sind!

Wir fragten die junge Mutter vor uns auf der Bank: „Tsch Tsch Tsch Bolgorod?“ Sie lachte und nickte mit dem Kopf. Dann sagte sie noch etwas auf Russisch, was wir nicht verstanden haben. Nach einer Weile kam ihr nettes Töchterchen und bot uns Chips an. Wir haben es in diesem Moment sehr bedauert, dass wir nicht Russisch konnten.

Der Zug hielt wieder und schwer gepackte Menschen stiegen ein. Zwei Frauen und ein Mann schleppten Säcke voller Walnüsse. Ihre Hände waren dunkelbraun, wohl vom Schälen. Andere hatten große verschnürte Pakete und Taschen. Immer wieder liefen Verkäufer durch die Abteile und es wurde gehandelt und gekauft.

Wir näherten uns dem Schwarzen Meer. Ein Mann auf der anderen Seite des Ganges deutete mit dem Finger in Richtung Meer: „Tshornoje morje!“ Nach einer Weile zeigte er in Richtung Akkerman „Bolgorod“. Andere stimmten ein, sie beteiligten sich an der Unterhaltung. Wir waren sehr überrascht, wie hilfsbereit und zugänglich die Menschen waren. Die Mutter mit dem Töchterchen stiegen kurz vor Akkerman aus. Sie machte uns verständlich, dass wir an der nächsten Station aussteigen müssen. Voll neuer Erlebnisse und wohlbehalten erreichten wir Akkerman.

Im Hotel erfuhren wir, dass der Bus, mit dem wir hätten ins Hotel fahren sollen, nur zum Tanken weggefahren war! Wir bereuten die Bahnfahrt nicht. Durch sie haben wir den Mut gefasst, ein paar Tage später im Schlafwagen auf die Krim zu reisen.

„Seine Worte begleiten mich seitdem“

Es begleiten mich immer wieder Geschichten, wohl, weil es sehr tragische und auch dramatische Geschichten sind. Geschichten, die mir Menschen bei irgendeiner Gelegenheit erzählt haben, oft ganz zufällig, aber sie lassen mich nicht wieder los. Ich erinnere mich an eine Begebenheit. Es war im April 2022, ich war in der Augenklinik. Neben mir saß ein Mann. Irgendwann begannen wir miteinander zu sprechen, zuerst ganz banal über unsere Augenprobleme. Dann sagte er mir, er sei aus Awdiewka, aus der Region Donezk und begann zu weinen. Ich war unangenehm betroffen, denn er war ein kräftiger, gutaussehender Mann, vielleicht 65 Jahre alt. Alle meine Worte wären fehl am Platz gewesen. Er war, sagte er, bis vor Kurzem Schuldirektor gewesen. Seine Schule, wie auch die Stadt, wurden völlig zerstört. Seine Worte – Awdiewka gibt es nicht mehr – begleiten mich seitdem.

Jaana Schach, Übersetzerin, Odessa

Bild des Monats Februar 2025



Liebe Leserinnen und Leser,

ein junges Mädchen, vielleicht 12 Jahre alt, blickt dem Fotografen mit einem großen Lächeln in die Kamera. Die Aufnahme (IN 100395) entstand mit hoher Wahrscheinlichkeit noch in Bessarabien und damit spätestens 1940. Das Kopftuch und die Bluse sind aus dem gleichen

Stoff gemacht, auf dem kleine Blumen zu erkennen sind. Die dünnen Zöpfe sind mit weißen Bändern am Ende zusammengehalten. Im Hintergrund stehen Gebäude, die aber unscharf sind. Es ist nicht sicher, ob das Bild auf dem Gelände einer Wirtschaft oder auf einer Dorfstraße entstanden ist. Vielleicht bringt es ja der Zufall mit sich, dass das Mädchen erkannt wird. Was wohl

aus ihr geworden ist? Umsiedlung, Krieg und Flucht standen ihr noch bevor, wie all den anderen Bessarabiendeutschen. In den letzten Wochen kamen auch wieder ein paar Rückläufe auf unsere „Bilder des Monats“-Aufrufe. Schon mal herzlichen Dank dafür. Im März-Heft haben wir mehr Platz, um diese einzurücken.

*Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse **redaktion@bessarabien.de** mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren. Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!*

*Ihr Olaf Schulze
Kurator des Heimatmuseums*

Die Schatten der Nacht auf dem Friedhof – Teil 2



Teil 1 erschien im MB 01-25 auf Seite 8 f.

WILLIBALD WISOSENSCHI

Wenn ich mich an diese Leiden erinnere, werde ich traurig, ich schaudere und kann nicht glauben, dass es sie wirklich gegeben hat. Eine rote Ratte (Bandit) kam aus dem Bezirk mit einem Perceptor und nahm uns alles weg, wir hatten nichts zu essen. Meine Mutter weinte, mein Vater knirschte mit den Zähnen, mein Großvater fluchte auf Deutsch, und Großmutter Julia betete zu Gott „Gott steh uns bei!“ und weinte die ganze Zeit. Wir hatten nichts auf dem Tisch, und ich erinnere mich, wie wir jahrelang Polenta, Schmalz und Essiggurken gegessen haben, und Papa war nirgendwo angestellt.

Was kann ich über unsere Kleidung sagen? Sie war schäbig, aber sie hatte den Vorteil, dass sie sehr sauber war. Ein fast sterbendes Leben, aber wir hofften, wir machten uns etwas vor, wir glaubten an Gott.

Ich erinnere mich an einen Tag, an dem Opa sehr wütend nach Hause kam und links und rechts auf L, V, G schimpfte, auf alle Potentaten der damaligen Zeit (die Dorfvorsteher), die ehemaligen Kuhhirten und Strolche, die jetzt zu großen kommunistischen Persönlichkeiten geworden waren.

Aber was war sein Schmerz? Es war etwas ganz anderes. An diesem Tag war er auf dem Friedhof gewesen, erfüllt von wer weiß was für einer inneren Sehnsucht, oder Nostalgie, oder vielleicht Trauer (sein Sohn Willy war im Krieg gefallen), und das nagte an ihm. Außerdem hatte er Freunde, Verwandte, Bekannte, die dort begraben waren. Er war auf dem Friedhof gewesen, und der Zustand des Friedhofs machte ihn unruhig. Sie, die Toten, blieben seine und unsere wirklichen Freunde, denn alle anderen Deutschen (Verwandte, Freunde, Bekannte), fast die ganze Gemeinde, waren nach Deutschland gegangen. Er vermisste sie, bereute, nicht mit ihnen mitgegangen zu sein, und ging oft heimlich auf den Friedhof, weil er ihnen, den Toten, näher war, denn die anderen waren für immer weg. Hier wurden er und unsere Familie mit den verbliebenen Deutschen wiedervereint. Von einer großen Gemeinschaft von mehr als 1500 Seelen gingen alle weg, und nur fünf Familien blieben zurück, einschließlich uns.

Wenn ich mit Großvater spazieren ging, sah ich ihn oft vor einem Kreuz stehen, mit dem Gesicht nach unten, düster, traurig, minutenlang regungslos, Worte murmelnd, die ich nicht verstand, und gesti-

kulierend wie in einem imaginären Gespräch. Ein schrecklicher Schmerz drückte auf ihn, er wirkte so alt und abwesend, dass er mir leid tat. Er ging an einigen Gräbern und Kreuzen vorbei und schien sie zu begrüßen, bei anderen verbeugte er sich oder bückte sich und zeigte auf das Kreuz, das in einer Reihe stand, bei wieder anderen stellte er die Urne für die Blumen auf oder bückte sich und zupfte ein Unkraut von einem Grab.

Dieses Gespräch des Großvaters mit den Toten oder mit den Gräbern, diese überwältigende Traurigkeit, sollte ich erst viel später verstehen, und seitdem war Großvater Julius für mich fast ein Held geworden, ein ganz besonderer Mensch – so wie er eigentlich war.

Opa war ein strenger Mann. Wir hörten alle auf ihn und wagten nicht, ihm zu widersprechen. Er war sehr intelligent, klug, beherrschte drei bis vier Sprachen, hatte große Persönlichkeiten der damaligen Zeit kennengelernt, die seine Freundschaft suchten. Er hatte vor nichts und niemandem Angst. Er war hoch angesehen und selbst unsere Feinde respektierten ihn und hatten sogar Angst vor seinem Charakter.

Er kam, wie gesagt, wutentbrannt nach Hause und rief uns alle in das Straßenzimmer, wo er ohne jede Vorrede knapp sagte: „Gil, ich war heute auf dem Friedhof und habe die Gräber unserer Leute gesehen, deren Angehörige nach Deutschland gegangen sind und die hier keine mehr haben. Ihr Zustand ist unchristlich, erbärmlich, die Kreuze sind zu Boden gefallen, sie liegen auf dem Boden, das Gras hat sie bedeckt und sie sind nicht mehr zu erkennen. Heute Abend, wenn es dunkel wird, nimmst du Tina und Lenuța und gehst hin und bringst sie in Ordnung – egal was passiert!“

Als sie das hörten, fingen meine Mutter und Tante Tina (Leontina) an zu weinen, denn sie hatten Angst, nachts auf den Friedhof zu gehen, zumal unsere Familie in letzter Zeit überwacht worden war. Großvater schimpfte mit ihnen, gab aber schließlich nach, als er sie vor Schreck entsetzt sah.

Dann sagte Papa mit gedämpfter Stimme: „Lass mich heute Abend mit Willy gehen. Er wird auf mich aufpassen, und ich werde die Gräber putzen, die Kreuze aufrichten und das Gras von ihnen entfernen.“ Dann sagte Großvater zu meinem Vater mit einer kaum geflüsterten Stimme voller Traurigkeit: „Sei vorsichtig, Gil, du kannst sehen, dass sie uns beobachten. Pass auf den Jungen auf, denn er ist noch klein, und wenn etwas passiert, lauf an den

Taşaul See und lass dich nicht erwischen. Wenn sie uns besuchen, werde ich ihnen sagen, dass du mit dem Jungen nach Konstanta gefahren bist, weil er krank ist. Pass auf, dass du keinen Lärm machst, und schärfe bitte die Hacke gut, damit sie keinen Lärm macht“. Als sie das hörten, begannen alle drei Frauen im Haus laut zu weinen, aber sie konnten dem alten Mann nicht widersprechen. Papa konnte sich nicht von seinen Worten lösen, also nahm er es stillschweigend und selbstgefällig hin. Es war eine neue Operation. Auf einem Friedhof an Gräbern zu operieren und dabei von einer doppelten Angst ergriffen zu werden: der Angst vor den Toten im Grab, die man bei Einbruch der Dunkelheit stört, und der Angst, von den damaligen Gutmenschen entdeckt zu werden und die Konsequenzen dafür zu tragen, dass man mit den Toten der faschistischen Verwandten sympathisiert hat, die in Deutschland sind und von dort aus gegen unser liebes Vaterland intrigieren.

Was ging damals in meiner Seele vor? Ich war ein acht bis neun Jahre alter Junge. Ich hatte Angst vor dem Gedanken, nachts auf den Friedhof zu gehen. Tagsüber hat es mir gefallen, aber nachts? Ich hatte eine wilde, animalische Angst, ich war vor Schreck wie gelähmt, und den ganzen Tag habe ich nichts gegessen. Das war vielleicht das größte Abenteuer meines Lebens (ich hatte später noch andere, aber das war das erste und unvergessliche). Ich erlebte es an der Seite meines Vaters. Der Tag verging eintönig und ruhig. Großvater lag im Bett und starrte minutenlang auf die Uhr an der Wand, die Viertel für Viertel die Stunde schlug. Oma flickte Vaters Hemden und Unterhosen und weinte dabei immer, Mama war in der Küche und Tante Leontina machte Teig für einen Kuchen. Papa war im Stall und schärfte die Hacke, hielt von Zeit zu Zeit inne und rauchte, nachdenklich und niedergeschlagen von den Bedürfnissen des Haushalts. Auf dem Hof scharrrten einige Hühner in der Erde und zogen kleine weiße Würmer heraus, die sie gierig fraßen und sich dann im Staub wälzten, der wie heiße Asche war.

Vor unserem Haus hatten wir einen Obstgarten mit allerlei Obstbäumen, der uns im Sommer vor dem Hunger bewahrte und uns Schatten spendete. Abends kam die Dorfherde die Dorfstraße entlang, und ich hockte voller Angst oben auf dem Zaun, denn in der Herde gab es ein paar gemeine Buhai (Stiere), die hinter den Menschen her waren und vor denen alle Kinder Angst hatten.

Nach einer Weile kam ein aromunischer Nachbar, Docu, dessen Haus hinter unserem stand, und brachte dem Großvater eine Schale mit Milch. Sie unterhielten sich, so lange sie konnten – er war ein zuverlässiger Nachbar, ernsthaft, ein vertrauenswürdiger Mann wie alle Aromunen – dann ging er. Die Zeit verging, es wurde dunkel, und ich wartete mit angehaltenem Atem darauf, dass Vater mich rufen würde. Nach einer Weile kam die Großmutter und rief uns zum Abendessen. Nur wir wussten, wie wir aßen, in überwältigendem Schweigen, ohne dass einer von uns ein Wort sagte.

Nach dem Essen machten wir das Abendgebet, und Opa rief Papa ins Nebenzimmer, um ihm zu sagen, wer weiß was, oder um ihm Anweisungen zu geben, wie und was er tun sollte. Sie unterhielten sich, es verging eine ganze Weile, und dann kam Papa herein, und Opa folgte ihm. Papa trug ein paar alte Kleider, die er schon lange nicht mehr getragen hatte, er war völlig verändert, fast nicht wiederzuerkennen. Dann verstand ich, dass sie im Nebenzimmer einen Dreh ausheckten. Sie zogen mir einen von Papas langen Mänteln an und setzten mir eine Nachtmütze von Oma auf den Kopf. So ausgerüstet gingen wir hinaus in die dunkle Nacht. Papa hatte sich schon tagsüber darum gekümmert, die Scharniere der Tür zu schmieren, damit sie nicht quietschten, wenn wir sie öffneten.



Das Deutsche Kreuz

Ich machte die Haustür einen Spalt breit auf, es war stockdunkel im Haus, wir warteten und lauschten ein paar Minuten lang, dann schlichen wir auf Zehenspitzen um die vordere Mauer herum zum hinteren Teil des Hofes. Hier blieben wir eine Weile stehen und lauschten, ob sich etwas im Haus oder im Hof tat, und dann traten wir wie zwei Schatten in die dunkle und geheimnisvolle, gespenstische Nacht. Ich hielt mich an Papas Mantel fest, und bei jedem Geräusch sprang ich auf, zitterte wie Espenlaub und lauschte und spitzte vorsichtig die Ohren. Ich konnte mir das erstarrte Entsetzen auf Mutters und meiner Tante Gesichtern nicht aus dem Kopf schlagen, als wir gingen, die traurige Gestalt von Opa und die Dutzende von Kreuzen, die Oma hinter uns machte und immer wieder wiederholte: „Möge Gott euch beistehen, so dass ihr zurückkehrt“ Ich werde nie den Schluckauf und das ruckartige Schluchzen meiner Mutter vergessen, ihre erdrückende Umarmung und ihre Brust, die nass war von den heißen Tränen, die unaufhörlich flossen. In diesem Moment wurde mir klar, was Mutterliebe ist und dass das, was wir taten, etwas sehr Ernstes war, wenn meine Mutter so sehr litt, wie alle anderen auch.

Wir umgingen den Rand des Dorfes und hielten am Deutschen Kreuz am Rande des Viertels. Wir lauschten, um zu sehen, ob wir nicht verfolgt wurden, und zogen uns in ein paar herumliegende Unkräuter zurück. Da wir nichts Gefährliches sahen, standen wir auf, und dieselben Schatten, die in der dunklen, menschenleeren Nacht umherwanderten, setzten ihren Weg fort, um einige verwahrloste Gräber zu retten und so eine christliche Geste in dieser barbarischen, ungläubigen, atheistischen Welt zu machen. Vor lauter Angst und Schrecken weiß ich nicht einmal, wie viel Zeit verging, aber plötzlich standen wir vor einer hohen, dunklen Steinmauer. Ich berührte sie, fühlte ihre Rauheit und Kühle. Es war stockdunkel, und weiße Wolken zogen über den Himmel wie Gespenster der kosmischen Nacht. Ein kalter, scharfer Wind wehte aus dem Norden, aus Pazarlia (Târgușor), und ließ die Blätter der Bäume sich bewegen und ein Geräusch erzeugen, ein Rauschen, das für eine unruhige, aufgewühlte Nacht charakteristisch ist.

Aus den Wolken entkommend wie aus einem Gefängnis, tauchte der Mond kaum auf und verschwand gleich wieder hinter den Gittern der Dunkelheit. Ich weiß nicht, wie lange ich verweilte, aber plötzlich stand Vater auf, hob mich plötzlich auf die Steinmauer des Friedhofs, die ich wie ein Pferd überspannte, gab mir die Hacke, und dann bestieg er mit einer Schnelligkeit, die ich bei Vater schon lange nicht mehr gesehen hatte, die Mauer und sprang

in den Friedhof hinein. So betraten wir den Friedhof, wie Diebe im Reich der längst Verstorbenen, und weckten sie in dieser dunklen kommunistischen Nacht wie aus dem ewigen Schlummer. Mein Vater kannte den Friedhof gut, alle Wege, die Gräber, und er ging lautlos um sie herum. Plötzlich wurde die unerschütterliche Stille der Nacht von einer Eule durchbrochen, die ihrer Beute nachflog. Ein wenig über uns flogen ein paar Fledermäuse, die mit den Flügeln schlugen und in einer seltsamen Flugbahn flogen.

Nachdem mein Vater von Großvater Anweisungen erhalten hatte, welche Gräber er pflegen sollte, machten wir uns auf den Weg zur Nordecke des Friedhofs. Hier hielten wir an, Papa überprüfte ein paar Gräber, dann andere, und langsam trennte er sich von mir. In der Nacht konnte ich kaum ahnen, wo er war. Ich war wie erstarrt vor Angst, und alle möglichen makabren Dinge und Vorstellungen von Toten, Untoten, Iele, Teufeln, Werwölfen und Hexen schossen mir durch den Kopf, und meine Ohren klingelten fürchterlich. Dann näherte sich mein Vater einem Grab in meiner Nähe und begann ganz vorsichtig, das Gras zu mähen, indem er die Hacke ein-, zwei- oder dreimal sanft anschlug, und dann stand er angespannt da und lauschte.

Er arbeitete so an einem Grab, zwei, drei... ich weiß nicht, wie viele es waren. Bei diesen Gräbern waren die Kreuze umgefallen oder standen schief. Ich weiß nur, dass ich rückwärts stand und die schweren Steinkreuze auf meinem Rücken stützte, damit sie nicht ganz umstürzten, und mein Vater vertiefte die Löcher, um sie besser zu befestigen, und klopfte dann vorsichtig mit dem Fuß auf den Boden, damit sie aufrecht standen. Ich kann mich nicht erinnern, auf wie vielen Gräbern wir die Kreuze aufgerichtet haben, aber ich weiß noch, wie leicht es bei den hölzernen Kreuzen war, weil sie leichter waren als die steinernen. Die Zeit verrann im Dunkeln.

An den Steinkreuzen ertastete ich mit den Fingerspitzen die für das Foto vorgesehene Stelle und sagte zu mir: „der ist alt, der ist jung, das ist ein Kind, das ist eine Braut oder ein Bräutigam.“ Irgendwann wurde ich müde und sagte meinem Vater, wir sollten uns ausruhen. Wir suchten Schutz hinter einem großen Kreuz, vor dem das frische Grab eines Menschen lag, der zwei Tage zuvor gestorben war. Von dem Grab duftete es nach Lilien und Wildblumen. Aber der Geruch, der auf dem ganzen Friedhof vorherrschte, war der von Wermut und wildem Thymian. Wir lauschten dem wandernden Wind in der Nacht und der Mond wurde immer deutlicher.

Teil 3 folgt in einer der nächsten Ausgaben.

Die digitale Ukraine

KARINA BEIGELZIMER, Odessa

Draußen ist es trübe, drinnen bleibt es dunkel. Die Stromausfälle dauern an, und ich habe Zeit, nachzudenken. Die letzten Wochen waren schwer für unsere Stadt. Blackouts, kein Wasser, manchmal keine Heizung. Doch das war nicht das Schlimmste. Schwerwiegender waren die Drohnen- und Raketenangriffe, die viele Menschenleben forderten. An einigen Tagen wehten sogar Fahnen mit schwarzen Schleifen als Zeichen der Trauer. Der Schmerz war allgegenwärtig und greifbar. Zusätzlich kamen die erschütternden Nachrichten aus Sumy, Dnipro, Charkiw und von der Front. Sie raubten uns die letzten Funken Lebensfreude. Meine Mutter sagte kürzlich, sie habe große Angst und wir müssten etwas unternehmen. Als ich sie fragte, ob sie in eine andere Stadt oder ins Ausland ziehen wolle, lehnte sie ab. Eine bessere Lösung konnte ich ihr nicht anbieten.

An Tagen mit Sirenen im Daueralarm, Explosionen und Raketenangriffen fühle ich mich wie gelähmt, unfähig, richtig zu reagieren. Manchmal weiß ich nicht, wie ich weitermachen soll, ohne zu verzweifeln. Trotzdem versuche ich, meine Aufgaben als Journalistin und Lehrerin so gut wie möglich zu erfüllen. Besonders meine Schülerinnen und Schüler in Odessa geben mir Kraft.

Ende November schrieben einige von ihnen den schriftlichen Teil der internationalen Prüfung für das Deutsche Sprachdiplom (DSD II). Das Thema der Erörterung war anspruchsvoll und es ging darum, ob politische Partizipation Jugendlicher durch digitale Beteiligungsangebote gefördert werden kann. Nach der Prüfung sprach ich mit einigen Schülern

und war erstaunt über ihre Antworten. Viele berichteten, wie sie durch digitale Plattformen und Foren nicht nur Wissen erlangt, sondern auch aktiv am gesellschaftlichen Leben teilgenommen hatten – sei es durch die Organisation von Klimaaktionen, Spendensammlungen oder die Gründung eines Jugendvereins.

„Diese digitalen Plattformen haben mir den Mut und die Werkzeuge gegeben, aktiv zu werden“, erzählte mir mein 17-jähriger Schüler Mykyta Voitiuk. Und er hat recht: Was die Digitalisierung betrifft, gehört die Ukraine zu den Spitzenreitern in Europa.

Die schwierigen Zeiten haben den Innovationsgeist in der Ukraine nicht erstickt – im Gegenteil, sie haben ihn beflügelt. Beispiele wie Diia, die revolutionäre E-Government-App, zeigen, wie weit die Ukraine in der Digitalisierung bereits ist. Diese App ermöglicht es Bürgern, ihre wichtigsten Dokumente – vom Reisepass bis zur Geburtsurkunde – digital zu speichern und auf staatliche Dienstleistungen wie Steuererklärungen, Sozialleistungen oder Gewerbeanmeldungen direkt zuzugreifen. Besonders in Zeiten des Krieges ist Diia ein unverzichtbares Werkzeug geworden: Viele Menschen konnten online Ersatzdokumente beantragen oder Unterstützung für Kriegsoffer erhalten. Die App „Diia“ wird international hochgeschätzt: Laut dem Magazin „Time“ zählt sie zu den besten Erfindungen der Welt – in einer Liga mit Innovationen wie Zoom und GPT-4. Unser Minister für digitale Transformation, Mykhailo Fedorov, betont, wie stolz die Ukraine auf diese Entwicklung sein kann.

Ein weiteres beeindruckendes Beispiel für die ukrainische Innovationskraft ist Monobank, die erste vollständig digitale Bank

des Landes. Ohne Filialen, lange Warteschlangen oder Papierkram bietet Monobank eine beispiellose Nutzerfreundlichkeit. Kunden können innerhalb weniger Minuten ein Konto eröffnen, Kredite beantragen oder Geldtransfers durchführen – alles über eine App.

Während des Krieges hat Monobank viele praktische Funktionen eingeführt, wie die Möglichkeit, gezielt an die Streitkräfte oder humanitäre Organisationen zu spenden.

Außerdem ermöglicht sie schnelle Finanztransaktionen in einer Zeit, in der klassische Banken oft aufgrund von Stromausfällen oder Schäden nicht funktionieren.

Besonders beeindruckend ist, wie die Jugend in der Ukraine digitale Tools nutzt, um aktiv zu werden. Einige Schüler und Studenten haben während des Krieges Spendenaktionen über soziale Medien organisiert, um Medikamente, Kleidung und Lebensmittel für Binnenflüchtlinge bereitzustellen. Andere haben durch Crowdfunding-Plattformen Geld für Drohnen oder medizinische Geräte gesammelt.

Ein Student erzählte mir stolz von seiner Teilnahme an einem Hackathon, bei dem junge Menschen Lösungen für humanitäre Probleme entwickelten. Sein Team programmierte eine App, die geflüchteten Familien half, sichere Unterkünfte in der Nähe zu finden.

Die Digitalisierung ist für uns mehr als nur Technik – sie ist ein Mittel des Widerstands, der Zusammenarbeit und der Hoffnung.

Trotz der Herausforderungen wird mir immer wieder bewusst: Unsere Zukunft entsteht in der Gegenwart. Und sie wird digital sein.

Nachrichten aus der Ukraine

Opferzahlen unter ukrainischen Zivilisten

Seit Beginn des russischen Angriffskriegs vor fast drei Jahren sind in der Ukraine nach UN-Angaben mehr als 12.300 Zivilisten getötet worden. In den vergangenen Monaten seien die Opferzahlen insbesondere durch den verstärkten Einsatz von Drohnen, Raketen mit längerer Reichweite und Gleitbomben gestiegen. „Die russischen Streitkräfte haben ihre Einsätze zur Eroberung weiterer Gebiete in der Ostukraine intensiviert, was schwerwiegende Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung in den Frontgebieten hat, insbesondere in den Regionen Donezk, Cherson und Saporischschja“, sagt die stellvertretende Hochkommissarin der Vereinten Nationen für Menschenrechte, Nada Al-Nashif.

Sie bezieht sich dabei auf Entwicklungen seit September. „Wir sind zutiefst besorgt über die Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung durch den verstärkten Einsatz von Drohnen und den Einsatz neuer Waffen“, fügt sie hinzu. Dies beziehe sich teils auf den Einsatz von sehr zerstörerischen Lenkbomben oder Gleitbomben in Wohngebieten.

Energieversorgung durch US-Flüssigerdgas

Die Ukraine hat erstmals eine Lieferung von Flüssigerdgas aus den USA erhalten. „Dies ist mehr als nur eine Lieferung – es ist ein strategischer Schritt“, erklärt der Stabschef des ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj, Andrij Jermak. „Trotz der Versuche Russlands, unser Energiesystem im Krieg zu zerstören, haben wir einen weiteren Sieg an der Energiefront errungen“, schreibt Jermak auf der Online-Plattform X. Die Lieferung erfolgte über Griechenland und ging dann

an den Versorger DTEK, das größte private Energieunternehmen in der Ukraine.

Getreidelieferungen an Syrien

Die Ukraine hat erstmals Nahrungsmittelhilfen nach Syrien geliefert, als Teil ihrer Rolle als einer der weltweit führenden Getreideexporteure. Präsident Wolodymyr Selenskyj erklärte, dass 500 Tonnen Weizenmehl im Rahmen der humanitären Initiative „Getreide aus der Ukraine“ in Zusammenarbeit mit dem Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen auf dem Weg seien.

„Das Weizenmehl soll in den kommenden Wochen an 33.250 Familien oder 167.000 Menschen verteilt werden“, schrieb Selenskyj auf X. „Jedes Paket wiegt 15 Kilogramm und kann eine fünfköpfige Familie einen Monat lang ernähren.“

EU-Finanzhilfe für die Ukraine

Die EU hat der Ukraine nach Erfüllung von Reformauflagen weitere Finanzhilfen in Höhe von rund 4,1 Milliarden Euro überwiesen. Wie die zuständige EU-Kommission mitteilte, wurden damit mittlerweile insgesamt 16,1 Milliarden Euro aus

dem neuen Unterstützungsprogramm ausgezahlt.

Zu den für die neuen Hilfen veranlassten Reformschritten zählen nach Angaben der EU-Kommission zusätzliche Verwaltungskapazitäten zur Korruptionsbekämpfung sowie ein neues Gesetz zur Vermeidung, Verringerung und Überwachung der industriebedingten Umweltverschmutzung. EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen hatte zuletzt von beeindruckenden Fortschritten bei wichtigen Reformen auf dem Weg in die EU gesprochen.

BR24

Ein Leben mit dem Krieg

Gespräch mit Karina Beigelzimer

KARL-HEINZ ULRICH

Liebe Karina, als wir vor einem Jahr miteinander gesprochen haben, hattest du dir folgendes gewünscht:

„Ein Jahr mit der Hoffnung auf eine Zukunft in Frieden und Harmonie. Ich wünsche mir, dass mein Land nicht im Blut versinkt und dass alle Menschen in der Ukraine wieder ein normales und erfülltes Leben führen können. Und dass wir endlich ausreichend Schlaf finden und die Luftalarm-App dauerhaft gelöscht werden kann.“

Wir müssen erkennen, dass es anders gekommen ist. Was löst es in dir aus, wenn du heute deine Wünsche von vor einem Jahr hörst?

Wenn ich diese Worte von mir höre, ist es, als blicke ich in einen Spiegel, der Hoffnung und Schmerz zugleich zeigt. Es schmerzt, zu erkennen, dass mein Wunsch nach Frieden und Normalität noch immer nicht Wirklichkeit geworden ist.

Der Krieg dauert an, und jeder Tag bringt neues Leid und Zerstörung. Es braucht noch mehr Entschlossenheit und Druck von der ganzen Welt auf Russland, damit dieser Albtraum endlich ein Ende findet.

Doch trotz allem gebe ich diesen Wunsch nach Frieden nicht auf. Er ist eine Notwendigkeit – für mich, für meine Familie, für unser Land. Wie Martin Luther King Jr. sagte: „Wir müssen akzeptieren, dass wir die Gegenwart oft nicht ändern können, aber niemals dürfen wir die Hoffnung aufgeben, dass die Zukunft besser wird.“

Zum Kriegsalltag in der Ukraine gehörten 2024 die Angriffe auf die Energieversorgung; Russland hat im gesamten Land die zivile Energie-Infrastruktur ins Visier genommen. Oft fällt die Heizung aus und der Strom bleibt

weg. Wie geht das, ein Leben ohne Strom? Wie organisierst du deinen Alltag?

Der Tag beginnt oft mit der Frage: Gibt es heute Strom? Und wenn ja – wie lange? Planen ist kaum möglich, da die Versorgung oft unvorhersehbar ausfällt. Zwar gibt es Zeitpläne für Abschaltungen, doch diese sind oft unzuverlässig. In den letzten Wochen verbringen wir manchmal acht bis vierzehn Stunden ohne Strom.

Viele Haushalte haben improvisiert: Gaskocher, Campingöfen, Decken und warme Kleidung sind unverzichtbar geworden. Wer es sich leisten kann, setzt auf Solarpanels oder kleine Generatoren. Auch ich muss in meinem Alltag ständig flexibel sein. Kochen, Waschen oder Arbeiten richte ich nach den wenigen Stunden mit Strom. Ich nutze Powerbanks, eine kleine Powerstation und Notfallstationen mit WLAN, um möglichst produktiv zu bleiben.

Zu deinem Kriegsalltag gehören auch der Luftalarm und das Leben im Bunker. Wie bekommst du das hin? Und was löst es in dir aus, wenn du von der App gewarnt wirst?

Wenn ich bei der Arbeit bin, gehe ich bei jedem Luftalarm so schnell wie möglich in den Schutzkeller – es ist Vorschrift. Außerdem bin ich für meine Schüler verantwortlich. Zu Hause jedoch ignoriere ich viele Alarme. Mit der Zeit wird man manchmal nachlässig und man möchte nicht andauernd das, was man gerade tut, jedes Mal komplett unterbrechen. Diese Entscheidung ist riskant, und ich mache mir oft Vorwürfe. Doch die ständigen Alarme zermürben und irgendwie muss das Leben weitergehen. Die Angst ist präsent, aber der Krieg zwingt uns, solche Entscheidungen zu treffen, die wir uns früher nie hätten vorstellen können.

Du warst in diesem Jahr viel unterwegs, unter anderem mit deinen Schülerinnen in Deutschland. Welche Begegnungen und welche Menschen waren in diesem Jahr für dich wichtig?

In diesem Jahr war ich sowohl in der Ukraine als auch im Ausland unterwegs. Besonders bewegend waren die Begegnungen in der Geburtsklinik in Odessa, wo Frauen trotz des Krieges Kinder zur Welt bringen. Auch die Geschichten von Binnenflüchtlings, die alles zurücklassen mussten und die Gespräche mit Kriegsverletzten, die trotz ihrer schrecklichen Erlebnisse voller Mut ihren Weg zurück ins Leben suchen, haben mich tief beeindruckt.

Als Lehrerin habe ich in Deutschland an Projekten teilgenommen, die meinen Schüler/innen unvergessliche Erfahrungen ermöglichten. Im Donau-Jugendcamp in Ulm haben sie andere Kulturen kennengelernt und Freundschaften geschlossen. In Bremen lebten sie bei Gastfamilien, was ihnen half, den Alltag in einer neuen Umgebung zu erleben. Diese Erlebnisse sind unglaublich wertvoll – sie fördern Offenheit, Toleranz und lenken von den Sorgen des Krieges ab. Und sie geben den Schülern das Gefühl, Teil der europäischen Familie zu sein und machen Hoffnung, dass ein Leben in Frieden möglich ist.

Wo kannst du dir Hilfe holen, um den Kriegsalltag zu bewältigen? Was oder wer hilft dir?

Um den Kriegsalltag zu bewältigen, stütze ich mich auf ein Netzwerk aus Freunden, Bekannten und meiner Familie. Ihre Nähe und Fürsorge geben mir Kraft und Halt. Diese Unterstützung ist für mich unermesslich wertvoll.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist für mich, selbst anderen zu helfen. Das ist einer der Gründe, warum ich in der Ukraine geblieben bin. Wenn ich die Möglichkeit habe,

spende ich Geld, unterstütze mit Lebensmitteln oder Medikamenten und helfe alten Menschen oder Kindern in Not. Auch bei einigen Transporten von Hilfsgütern

in die Ukraine habe ich mitgeholfen. Diese Hilfe zu leisten, gibt mir das Gefühl, etwas Sinnvolles beizutragen, trotz all der schwierigen Umstände.

Versorgung von Kriegsflüchtlingen

Knapp drei Jahre nach Beginn des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine leben im Nachbarland Polen mehr als 1,5 Millionen ukrainische Staatsbürger. Rund 988.000 von ihnen seien als Kriegsflüchtlinge und zeitweise Schutzsuchende registriert, sagte ein Vertreter des Innenministeriums. Seit Juni beobachte man „einen langsamen, stabilen Anstieg dieser Zahl“. Polen hat gut 37 Millionen Einwohner,

knapp halb so viel wie Deutschland. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes waren in Deutschland im September 1,25 Millionen ukrainische Staatsbürger registriert.

Von den Ukrainern, die nach Kriegsausbruch nach Polen gekommen sind, erwägen demnach 20 Prozent, für immer dort zu bleiben. Nach Angaben des Innenministeriums machen bei Kriegsflüchtlingen

Einkünfte aus Arbeit 76 Prozent der Einkünfte insgesamt aus. Häufig würden die Flüchtlinge Arbeit unterhalb ihrer Qualifikation annehmen. In Polen haben Ukraine-Flüchtlinge Anspruch auf Kindergeld, Alters- und Invalidenrente sowie kostenlosen Zugang zum Bildungs- und Gesundheitssystem. Eine Grundsicherung erhalten sie nicht.

BR24

Die Bibel und die Frauen

Andacht zur Herbsttagung am Sonntag, den 10. November 2024.

Der dazu gehörige Tagungsbericht erschien im MB 01-25 S. 4 ff

CORNELIA SCHLARB

In den vergangenen beiden Tagen haben wir viel gehört von fleißigen und hart arbeitenden Frauen, die für ihre Familien stark sein mussten, von Rollenbildern, die sich am Ideal der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts orientierten, und von religiöser Erziehung, die sich einschränkend auf das Leben der Mädchen und Frauen ausgewirkt hat.

In der Bibel finden wir dagegen viele Geschichten von starken und frommen Frauen und die Bibel hat zu allen Zeiten eben auch Frauen inspiriert, öffentlich aufzutreten und das Evangelium zu verkünden.

Der Apostel Paulus hatte eine ganze Reihe von weiblichen Mitarbeiterinnen, die in der Grußliste im Römerbrief im Kapitel 16 erwähnt werden: Da ist die Apostelin Junia, eine Jüdin, die bereits vor Paulus die frohe Botschaft von Jesus Christus weitertrug. Junia wurde für ihr Auftreten inhaftiert und starb später als Märtyrerin. Vielleicht kennen wir auch die Purpurnhändlerin Lydia aus der Apostelgeschichte (16,11-40), die einem Unternehmen und Hausstand vorstand. Sie zählte sich zu den Gottesfürchtigen, das waren nichtjüdische Menschen, die den Gott Israels verehrten und anbeteten. Sie öffnete sich für das, was Paulus predigte, und ließ sich mit allen Menschen, die ihrem Hausstand angehörten, taufen. Sie beherbergte

Paulus und seine Begleiter, die sich auf der ersten Station ihrer Missionsreise auf europäischem Boden befanden. So wurde Lydia zur ersten Christin in Europa, und in ihrem Haus finden wir die erste Hausgemeinde auf europäischem Boden.

Zu Paulus' Mitarbeiterinnen zählte ebenfalls die Diakonin Phöbe in der Gemeinde in Kenchräa in Griechenland. Und natürlich Priszilla, die mit ihrem Mann Aquila Paulus in der griechischen Hafenstadt Korinth aufgenommen, seine Verkündigung unterstützt und sogar ihr Leben für Paulus aufs Spiel gesetzt hat. Priszilla und Aquila übten den gleichen Beruf wie Paulus aus, sie waren Zeltmacher. Bei ihnen wohnte Paulus, sie gaben ihm Arbeit, um seinen Lebensunterhalt zu finanzieren und am Sabbat in der Synagoge predigen zu können. Auch in ihrem Haus versammelte sich eine Hausgemeinde. Diese Gebets- und Mahlgemeinden in den Häusern von Menschen, die Jesus Christus als Messias erkannt hatten, bildeten die ersten Basisgemeinden und waren Ausgangspunkte für die weitere Mission.

Alle diese Frauen, die als Mitarbeiterinnen des Paulus beschrieben werden, blieben keine Einzelercheinung. In den ersten Jahrhunderten haben viele Frauen an der Verbreitung des Christentums entscheidend mitgewirkt, haben Hausgemeinden gegründet und geleitet, sind alleine oder zu zweit, auch als Ehepaar auf Missionsreisen gegangen, traten als christliche Lehrerinnen auf und haben ihr Leben für die frei machende Botschaft

riskiert. Wie Paulus waren sie vielfältigen Gefährdungen und lebensbedrohlichen Situationen ausgesetzt.

Was mag diese Frauen so fasziniert haben, dass sie immer wieder nicht nur privat, sondern gerade auch öffentlich für das Evangelium eintraten?

Wir haben bereits gestern Bibelstellen und Geschichten gehört, die Frauen ermutigt haben, Neues zu wagen und aller Gefährdungen und Diskriminierungen zum Trotz sich zu engagieren.

Besonders im Brief an die Gemeinde in Galatien finden wir solche ermutigenden Verse. Da ist z.B. der schon erwähnte Vers 28 aus Kapitel 3 des Galaterbriefs, der sagt: „Da ist nicht jüdisch noch griechisch, da ist nicht versklavt noch frei, da ist nicht männlich und weiblich: denn alle seid ihr einzig – einig in Christus“ oder Gal 5,1: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit, steht also aufrecht und lasst euch nicht wieder unter das Joch der Sklaverei fangen.“ (nach Bibel in gerechter Sprache)

Paulus betont im Galaterbrief, dass mit Jesus Christus Neues in Gang gesetzt ist, das sich nicht an gängigen Herrschafts- und Hierarchienormen orientiert. Der Galaterbrief ist ein starkes Votum, die Freiheit des einzelnen Menschen vor Gott ernst zu nehmen und Gewissensfreiheit zu fordern. Diese zentralen Aussagen ermutigen, im Vertrauen auf Gottes Zuwendung, Nächstenliebe, den aufrechten Gang einzüüben.

Nicht umsonst entwickelte Luther seine Schrift von der Freiheit eines Christen-

menschen in der Auseinandersetzung mit dem Galaterbrief. Hören wir diesen Vers noch einmal: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit, steht also aufrecht und lasst euch nicht wieder unter das Joch der Sklaverei fangen.“

Drei Fragen stellen sich mir beim Lesen dieses Textes

Einmal: Freiheit wovon? Was bedeutet das für uns heute?

Auf das persönliche Leben bezogen bedeutet diese Freiheit, loszukommen vom Gefangensein in sich selbst. Luther bezeichnete dies als *incurvatus in se ipsum* – eingekrümmt sein in sich selbst. Wenn Gott mich aufrichtet hat, dann darf ich frei sein von der Angst, Gott und dem Leben nicht zu genügen, zu bedeutungslos oder zu kraftlos zu sein.

Und ich darf frei sein von einer religiös begründeten Unterordnung als Frau. Das heißt: ich muss nicht auf meine Erziehung und meine Welt fixiert bleiben, sondern kann aus dieser engen Welt aufbrechen und im Vertrauen auf Gott Neues wagen wie die frühen Verkündigerinnen, die Mitarbeiterinnen des Paulus oder die Zeitzeugin aus Bessarabien, die sich von ihren alten Kindheitsprägungen verabschiedet hat.

Auf das gesellschaftliche Leben bezogen bedeutet diese Freiheit, dass ich die mo-



dernen Gefängnisse oder die aktuellen Joche der Sklaverei verlassen kann. Frei sein von Gruppenzwängen oder von „Gleichschritt“-Forderungen, auch vom Erfolgszwang und vom Zwang zu immer schneller, immer mehr und immer gleich sofort, was definitiv auf Kosten der gesamten Schöpfung geht.

Zum zweiten: Freiheit wozu?

Ich bin befreit zu einem Leben in und mit der Geistkraft Gottes, ich darf zu einem selbstbestimmten Leben und Glauben finden und zu einem Handeln und Träumen, das festhält an der Vision eines gemeinsamen guten Lebens für alle Menschen.

Ich bin frei, den aufrechten Gang einzüben, das zu tun, was Gerechtigkeit befördert.

Letztlich führt diese von Gott geschenkte Freiheit dazu, die Brüchigkeit und Bruchstückhaftigkeit meines Lebens anzunehmen. Ich darf meine Schwächen und meine Hinfälligkeit akzeptieren und muss sie nicht verdrängen, genauso wenig wie allgemeine Grenzen angesichts der Endlichkeit von Leben und der Schöpfung.

Zum dritten: Wie gehe ich mit meiner Freiheit um?

Wo endet beispielsweise meine individuelle Freiheit? Für mich

bleibt die entscheidende Frage: **Was dient dem Leben:** meinem Leben, dem Leben meiner Nächsten in der Nähe und Ferne, der Schöpfung.

Was hilft, Leben zu entfalten; was hilft, dass alle Menschen ihre Potentiale entfalten und einbringen können; was dient der neuen Welt-Ordnung des Miteinanders und Füreinanders?

Wenn ich diese Fragen in meine Überlegungen und in mein Handeln einbeziehe, dann mache ich Gebrauch von der Freiheit, die mir von Gott in Jesus Christus geschenkt ist.

Amen.

Der Monatsspruch Februar 2025

*Du zeigst mir den Weg,
der zum Leben führt.*

Psalms 16,11

KARL-HEINZ ULRICH

Ich denke an Dieter. Dieter war Mitglied meiner ehemaligen Evangelischen Gemeinde in Malta. Dort habe ich ein Jahr für die EKD gearbeitet und ihn im Rahmen meiner Gemeindegemeinschaft kennengelernt. Dieter ist vor einiger Zeit verstorben. Er war kein einfacher Mensch. Immer wieder erregte er bei seinen Mitmenschen Anstoß. Er wirkte vernachlässigt, war oft für den Anlass unpassend gekleidet, und manchmal noch er auch ein wenig streng. Aber er kam regelmäßig zu den Gottesdiensten. Am Ende des sich anschließenden Kirchencafés steckte er alle Reste ein und nahm sie mit nach Hause, worüber sich manche aufregten. Er lebte allein.

Vor Jahren war er mit seiner großen Liebe, einer Deutschen, nach Malta gezogen. In Deutschland hatte er eine gute Stellung in einer Bank gehabt. In seiner Heimatgemeinde war er ein angesehener Mann gewesen. Auf Malta zählten die Beiden zu den Aussteigern. Nach einigen Jahren verließ sie ihn. Ab dann war er ziemlich hilflos und den Anforderungen des Lebens auf der Insel nicht mehr gewachsen, denn er sprach kein Englisch. Er vereinsamte, ein Teil seiner Rente ging mit Glücksspiel drauf. Am Flughafen schob er Gepäckwagen für Reisende und erbettelte sich so etwas zum Essen. Hätte er nicht Anschluss an die Evangelische Gemeinde in Valetta gehabt und dort Menschen gefunden, die ihn unterstützten, wäre er sicher völlig verwahrlost. So aber lebte er sein selbstgewähltes Leben. Wer war Dieter, was war er für ein Mensch? War er glücklich mit seinem Leben? Wer ihn in Valetta kennenlernte und seine Vorgeschichte als ehrenwerter Mensch im Schwarzwald nicht kannte,

konnte schnell den Eindruck haben, er sei ein Penner. Aber das stimmte nicht, obwohl er nicht mehr unserem Bild eines ehrenwerten Bürgers und Mitmenschen entsprach.

Was mich an ihm beeindruckte, waren sein wacher Geist und seine Freundlichkeit, trotz mancher Verbitterung über sein Schicksal. Am meisten aber freute ich mich über seinen tiefen, festen Glauben an den auferstandenen Jesus Christus. In den vielen Gesprächen, die wir miteinander führten, kam der immer wieder zum Ausdruck. Dieter wusste um seinen „unkonventionellen“ Lebensweg und hätte sich manches Mal einen anderen, leichteren gewünscht. Dennoch strahlte er eine gewisse Zufriedenheit aus. Selbst nach meinem Weggang schrieben wir uns Nachrichten und telefonierten miteinander. Jedes Mal sagte mir Dieter: „Christus hat mich reich beschenkt. Ich bin glücklich und zufrieden. ER hat mir den Weg zum Licht gezeigt.“

*Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei,
aber die Liebe ist die größte unter ihnen.*

(1. Korinther 13,13)

Am 14.12.2024 verstarb Wilma Buchholz,
geb. Niederreiter, in Berlin. Sie war Tochter des
um unsere Landsleute verdienten Otto Niederreiter
(damals in Wendlingen/Neckar) und dessen Frau
Ida, geb. Stuhlmüller, aus Sarata. Der u. a. um das
bessarabische Altenpflegeheim in Neufürstenhütte
verdiente Paul Niederreiter war ihr Patenonkel.



Wir trauern um unsere Mutter, Großmutter, Schwester,
Schwägerin, Tante

Wilma Buchholz, geb. Niederreiter

* 09.10.1931

† 14.12.2024

In inniger Dankbarkeit und ewiger Liebe:
Familien Buchholz und Niederreiter

Impressum

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Bundesvorsitzende Brigitte Bornemann, Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de.

Redaktion: Anne Seemann (Schriftleitung), Telefon (0173) 21 58 509; Karl-Heinz Ulrich (Aktuelles und Kirchliches Leben).

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Leserbriefe und mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers dar, nicht die der Redaktion und des Herausgebers.

Preisliste für Anzeigen (gewerbliche Anzeigen, Familienanzeigen) bitte in der Geschäftsstelle des Vereins anfragen.

Bezug: Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR, Mitgliedsbeitrag 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR im Jahr. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR.

Kündigungsfrist 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben).

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover.

Bankverbindung: Evangelische Bank eG, IBAN: DE33 5206 0410 0000 6091 53, BIC: GENODEF1EK1

STUTTGART



Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart